

II.

Westfälische und bergische Truppen in Rußland 1812.

I.

Vom Ausbruch des Krieges bis zum Rücktritt Jeromes vom Kommando.

Im Jahre 1807 hatten Kaiser Napoleon und Zar Alexander zu Tilsit Frieden und Freundschaft geschlossen und 1808 zu Erfurt die festgelegten Verträge erneuert. Aber das Freundschaftsbündnis der beiden Beherrscher des Kontinentes konnte unmöglich von langer Dauer sein. Das lag in der Verschiedenheit der Handelspolitik beider Herrscher begründet.

Die Absicht des Kaisers, seinen Todfeind England wirtschaftlich zu vernichten, ließ sich nur dann ganz verwirklichen, wenn alle russischen Häfen der englischen Ein- und Ausfuhr verschlossen und die Bestimmungen der Kontinental Sperre im Reiche des Zaren aufs strengste befolgt wurden. Solchen Maßregeln konnte sich Alexander, wenn er sein Volk nicht schwer schädigen wollte, auf die Dauer unmöglich unterwerfen.

Im Zusammenhange mit der Durchführung der Kontinental Sperre stand auch ein Vorkommnis, das den Zaren persönlich sehr verbittert hatte. Wie bereits gezeigt, hatte Napoleon die ganze deutsche Nordseeküste annektiert, um die Festland Sperre sicherer durchzuführen zu können. Eines seiner Opfer war hierbei der Großherzog von Oldenburg, der Schwager des russischen Kaisers, gewesen.

Die Einzelheiten der politischen Verhandlungen vor dem Ausbruche des Krieges hier aufzuzählen, würde zwecklos sein. Eine knappe Darstellung der Geschehnisse bis zum Beginn der Feindseligkeiten geben die beiden ersten Bulletins der Großen Armee.¹⁾

¹⁾ Beral. Le Moniteur Westphalien 1812 Nr. 166 und 167 (Beilage), sowie die Essener Allgemeinen Politischen Nachrichten Nr. 57.

Die ungeheuren Schwierigkeiten, die seinem Unternehmen entgegenstanden, verkannte Napoleon keineswegs; aber die Großartigkeiten seiner Vorbereitungen und Rüstungen²⁾ sollte alle Hindernisse überwinden; und zudem rechnete er mit Bestimmtheit darauf, daß der Zar und sein Volk nach den ersten Siegen der französischen Waffen nachgeben und Frieden schließen würden. Wie sehr er sich in Alexanders und des ganzen russischen Volkes Charakter getäuscht hatte, erfuhr er erst, als es zu spät war.

Die größte äußere Schwierigkeit für das französische Heer bildete die Verpflegung der Hunderttausende, die sich in das unendlich ausgedehnte, dünnbevölkerte Zarenreich ergossen. Nennenswerte Hilfsmittel waren aus dem wenig kultivierten Lande nicht zu erwarten.

Napoleon hat alles getan, um dieser Hauptschwierigkeit Herr zu werden.³⁾ Immer wieder ermahnt er seine Marschälle, sich die reichliche Ausstattung ihrer Truppen mit Lebensmitteln angelegen sein zu lassen. Für vier Tage mußte jeder Mann Mehl- oder Zwiebackvorrat im Tornister tragen. Tausende von Kastrawagen übernahmen jenseits des Njemen, geleitet durch 17 französische Trainbataillone, den Transport von Lebensmitteln für einen Monat. Die mitgeführten Vorräte sollten aus anzulegenden großen Magazinen regelmäßig ergänzt werden. Das Hauptmagazin wurde in Wilna, das auf dem Wasserwege mit Danzig in Verbindung stand, errichtet. Dieses Wilnaer Magazin ist das einzige von Bedeutung, das noch von rückwärts gefüllt wurde.⁴⁾ Ueber diesen Platz hinaus mußte fast der ganze Bedarf für das Riesenheer aus dem Lande selbst beschafft werden.

Daß die sorgfamen Vorbereitungen des Kaisers so kläglich zuschanden wurden, lag zunächst an den weiten, endlosen, unglaublich schlechten Wegen des Kriegsschauplatzes, die, namentlich bei dem ungewöhnlich schnellen Vorrücken der Truppen, ein pünktliches Folgen der Lebensmitteltransporte unmöglich machten. Dazu kam noch der Umstand, daß die französische Heeresverwaltung nichts weniger als einwandsfrei war. „Wie die aller romanischen Länder“, sagt Paul Holzhausen, „hat sie sich niemals durch saubere Redlichkeit ausgezeichnet und war in den letzten Jahren der Republik vollends verderben. Auch Bonapartes glänzendem Ordnungsgenie war es nicht gelungen, die Schäden dieser Administration zu beseitigen. Vieles lag im Volkscharak-

²⁾ Eine Darstellung dieser Vorbereitungen gibt der Artikel von Major Liebert (s. Lit.-Verz.!).

³⁾ Außer Liebert vergl. man hierzu v. der Osten-Sacken!

⁴⁾ Le Moniteur Westphalien meldete allerdings (1812, Nr. 179) voller Ueberzeugung, daß die Große Armee täglich auf sicherste und wohlfeilste Art Getreide, Fourage und Vieh erhalten könne. Die Magazine würden vermittelt einer klugen und regelmäßigen Verwaltung durch stete Nachsendungen immer wieder von neuem gefüllt werden. — Aber leider hat sich diese Prophezeiung nicht erfüllt.

ter: Unpünktlichkeit neben schematischem Formalismus. Beide mußten mit der Größe des Reiches und der Ausdehnung der Kriege wachsen. Man gehorchte dem Buchstaben der Befehle, um hinter dem Rücken des kaiserlichen Befehlsgebers die größten Unterschleife zu begehen.⁵⁾ Derselbe Beurteiler sagt kurz vorher treffend: „Es ist die Tragik des Genies, daß es Raum und Zeit überspringend, sich an Probleme der Zukunft wagt, die die Gegenwart zu lösen nicht imstande ist. Und die damalige Zeit war nicht imstande, das Problem der Eroberung Rußlands, selbst einer teilweisen und vorübergehenden Eroberung, auf dem von Napoleon angestrebten Wege zu erreichen: die Zeit, in der es keine Telegraphen, keine Ballons, Eisenbahnen, Kraftwagen und Fahrräder gab, tausend anderer technischer Hilfsmittel nicht zu gedenken, welche Wissenschaft und Erfahrung inzwischen in den Dienst des Strategen gestellt haben.“

So standen dem Unternehmen des Kaisers die größten Hindernisse entgegen. Aber Napoleon glaubte alles getan zu haben, um der Schwierigkeiten Herr zu werden, und ahnte nicht, daß er der Vernichtung entgegenging. Im Bewußtsein der Unüberwindlichkeit zog er in die Ferne; ja, man wollte wissen, daß er nach der Unterwerfung Rußlands einen weiteren Kriegszug nach Asien in das Wunderland Indien⁶⁾, plane, um England in seinem wertvollsten Kolonialbesitz den Todesstoß zu versetzen.

Seit dem Frühjahr 1812 befand sich das größte und schönste Heer, das die Welt je gesehen, im Anmarsche gegen die russische Grenze. Im Mai desselben Jahres schreibt der Hofbauer Christian Kraft⁷⁾ vom Birkenhof am Haarstrang auf die seiner Hausbibel vorgehefteten Blätter: „Das ist ein Blitzen und Funkeln da unten auf dem alten Heerweg, dem Hellweg. Ein verworrenes Getöse vom Rasseln der Kanonen und Wagen, vom Rufen, Schreien und Kommandieren, vom Wiehern der Pferde und dem Gebrüll der Rinder tönt herauf bis zu mir, wenn ich von der Haar herab auf die Talstraße niederschaue, über die sich der lärmende Zug mühsam vorwärtsschleppt. Schar auf Schar zieht vorüber, als hätte der Kaiser die Regimenter aus dem Boden gestampft. Auf allen Heerstraßen im deutschen Land ziehen die Krieger einher nach Rußland hin, heißt's doch, der Kaiser wollte 600 000 Mann gegen den Feind marschieren lassen.“

⁵⁾ Wir werden später, bei der Schilderung des Rückzuges, in Smolensk ein kraßes Beispiel hierfür erhalten.

⁶⁾ Hierzu vergl. man die interessante Notiz in den Allgemeinen Politischen Nachrichten (1812, Nr. 39 vom 14. Mai): „Auf der Leipziger Messe soll eine kleine Schrift stark verkauft werden, welche den Titel führt: Der Landweg von Rußland nach Ostindien, deutlich beschrieben und mit einer illuminierten Karte.“

⁷⁾ Er hatte, da er vor dem Tode seines älteren Bruders Pfarrer werden sollte, mehrere Jahre die Soester Lateinschule besucht; das erklärt die gewandte Ausdrucksweise.

Was der Volksmund erzählte, war Wirklichkeit. Mehr als eine halbe Million Streiter standen auf des Kaisers Wink wider das Reich des Zaren unter Waffen.⁸⁾ Etwa ein Drittel davon waren Nationalfranzosen. Die übrige Masse bildete ein buntes Völkergemisch von Rheinbunddeutschen, Preußen, Oesterreichern, Polen, Holländern, Schweizern, Spaniern, Portugiesen, Piemontesen, Neapolitanern, Illyriern, Kroaten und Dalmatinern.

Die westfälischen und bergischen Truppen, die uns aus diesem Chaos hier allein interessieren sollen, standen in verschiedenen Armeekorps. Die Soldaten des Königreiches Westfalen bildeten ein eigenes, das 8. Korps, während die großherzoglich bergischen Truppen einen Bestandteil des 9. Korps abgaben.

Berg mußte für den russischen Feldzug ein Kontingent von stark 5000 Mann stellen. Das Ganze bestand nach den Aufzeichnungen des Lieutenants Zimmermann aus dem 1. und 2. Infanterieregimente, einem Bataillon des 3. Infanterieregimentes (der Rest stand in Katalonien), dem 4. Infanterieregimente und dem 2. Lanciersregimente. Dazu kam noch ein Bataillon Artillerie, das aus je einer Kompagnie Artilleristen zu Pferde und zu Fuß sowie aus einer Kompagnie Sappeurs, Mineurs und Pontoniers und aus einer Trainkompagnie bestand. Nur die Mineurs und Sappeurs⁹⁾ haben, da sie der kaiserlichen Gardeartillerie zugeteilt und von ihren Landsleuten getrennt wurden, den Feldzug bis Moskau mitgemacht. Die Hauptmasse der bergischen Armee ist nicht so weit gekommen, da sie einen Bestandteil des zur Reserve bestimmten 9. Korps bildete.

Der bergische Oberbefehlshaber war General Damas. Die Infanterie wurde von General Geither, das Lanciersregiment von dem Obersten Grafen Nesselrode kommandiert.

Das gesamte 9. Armeekorps bestand aus 3 Infanteriedivisionen, Dändels (26.), Partoumeauy (12.) und Girard (28.), sowie aus der Kavalleriedivision Fournier, die in 2 Brigaden, Delaitre (30.) und Laroche (31.), zerfiel.¹⁰⁾

⁸⁾ Nach den sorgfältigen Berechnungen bei v. der Osten-Sacken und von Rhein betrug die Gesamtstärke aller Truppen, die die Grenze überschritten: 611 858 Mann mit 183 911 Pferden, 1242 Feldgeschützen, 130 Belagerungsgeschützen und 32 700 sonstigen Armeefahrzeugen. In diesen Zahlen sind nicht enthalten: Die etwa 25 000 Mann zählende Gefolgschaft des Heeres an Beamten, Dienern, Handwerkern etc., sowie die noch größere Zahl der vielfach mit ihren Gespannen gewaltsam mitgeführten Pferdeknechte und 150 000 zum großen Teil ebenfalls mit Gewalt zusammengebrachte Pferde, die dem Heere seine Bedürfnisse nachführten.

Rechnet man die in Preußen und Polen zurückgelassenen Truppen hinzu, so ergibt sich als Gesamtstärke der gegen Rußland aufgebotenen Armee:

684 808 Mann mit 191 311 Pferden, 1 302 Feld- und 130 Belagerungsgeschützen. Die Gefolgschaft des Heeres und die besonders mitgeführten Pferde sind hierbei nicht in Anrechnung gebracht.

⁹⁾ Sie wurden von Leutnant Anton Wüneberg geführt. Anscheinend ist kein einziger in die Heimat zurückgeführt.

¹⁰⁾ Nach v. Zech!

Die bergische Infanterie bildete mit badischen Truppen die Division Dändels, während die Lanciers mit einem hessischen Chevaulegersregimente zu der Brigade Delaitre zusammengeschlossen waren.

Ganz im Gegensatz zum 8. Korps, das einheitlich gehalten war und nur westfälische Truppen aufwies, zeigte das 9. Korps, das unter Marschall Viktor, Herzog von Belluno stand, ein höchst buntscheckiges Bild.

Wie vorhin gezeigt, war das bergische Kontingent mit badischen und hessischen Truppen zusammengeschlossen. Außerdem zeigte das 9. Korps aber noch je ein badisches und sächsisches Kavallerieregiment sowie mehrere französische, provenzalische, polnische, sächsische und badische Infanterieregimenter.

Ueber die Grenze ist das Korps viel später als das Hauptheer gekommen, da es, wie bereits erwähnt, zur Reserve bestimmt war.

Die einzelnen Abteilungen des bergischen Kontingents brachen zu verschiedenen Zeiten auf. Den Beschluß machte das Lanciersregiment, das Mitte Juni mit der Ausbildung seiner Rekruten fertig wurde und dann aus seiner Garnison Hamm nach Preußen aufbrach. Ende Juli, als die unabsehbaren Kolonnen der eigentlichen Großen Armee längst den Njemen überschritten hatten und im Innern Rußlands standen, war der Aufmarsch der bergischen Truppen in und um Tauroggen vollzogen.

Anfang September sammelte sich dann das gesamte 9. Korps in Kowno, um der Armee nachzurücken. Seine eigentliche Tätigkeit beginnt erst in dem Augenblicke, wo es mit dem Hauptheere auf seinem grauenhaften Rückzuge aus Moskau zusammenstößt und nun dessen letzte Stütze bildet.

Bis zu diesem Zeitpunkte lassen wir jetzt unsere bergischen Landsleute aus den Augen und begleiten statt ihrer nunmehr die königlich-westfälischen Truppen auf ihrem Marsche unter Napoleons Fahnen ins Innere Rußlands.

Die Zahl der westfälischen Truppen betrug, dem größeren Umfange des Königreiches entsprechend, stark das Vierfache des bergischen Kontingents, nämlich 24 000 Mann.¹¹⁾ Diese bildeten das 8. Armeekorps, das zunächst unter dem Grafen Vandamme und von August ab unter General Junot, Herzog von Abrantes, stand.

Zum 8. Korps gehörte die 23. Infanteriedivision unter General Charreau, die 24. Infanteriedivision unter General v. Ochs und die 24. leichte Kavalleriebrigade unter General v. Hammerstein. Die Artillerie stand unter General Alliy.

Außerdem wies das Armeekorps eine Gardekavalleriebrigade auf. Davon ging die Garde du Korps später mit König Jerome nach Kassel zurück, während die Chevaulegersgarde mit der Brigade Hammerstein vereint wurde.

¹¹⁾ Die folgenden Einzelheiten finden sich bei v. Ochs und Gieße.

Einzelne Bestandteile des westfälischen Kontingents wurden von dem 8. Korps getrennt. So z. B. das 1. Linienregiment, das mit dem 8. Regimente anfangs in Danzig lag und im Laufe des Feldzuges zum 10. Armeekorps unter Macdonald in Kurland stieß.

Das 8. Regiment kam anfangs Oktober zum westfälischen Korps nach.

Ferner war das 4. Regiment vom Korps getrennt. Es überschritt erst im Spätherbst den Njemen und stieß dann zur Dünaarmee unter Gouvion St. Cyr (später Wrede).

Schließlich war auch die schwere Kavallerie vom 8. Armeekorps detachiert. Sie bildete eine Brigade von 2 Kürassierregimentern (Gilsa und Bastineller) und stand unter General von Sepel. Diese Kürassierbrigade wurde in Warschau dem 4. Kavalleriekorps unter Latour-Maubourg zugeteilt und zwar der Division Sorge, deren 2. Brigade sie bildete, während die erste aus Sachsen und Polen bestand.

Die westfälische Armee gehörte nach dem einstimmigen Urteile aller Berichterstatter zu den schönsten Truppen der damaligen Zeit und hatte die Elite der westfälischen Jugend unter ihren Fahnen. Im Lande selbst blieben nur einzelne Bataillone als Depots zurück.

Am 1. März 1812 hielt König Jerome in der Rue bei Kassel große Truppenschau ab, und am folgenden Tage brach General Ochs mit den Linientruppen aus Kassel und der Umgegend zur Elbe auf. Die übrigen Bestände nahmen gleichzeitig aus ihren verschiedenen Garnisonen dieselbe Richtung, während die Garden erst einige Tage später abmarschierten. General v. Ochs vereinigte als stellvertretender Oberkommandeur Mitte März die Truppen an der Mulde und Saale und nahm sein Hauptquartier in Dessau.

Die Frage nach der Stimmung der Soldaten für den bevorstehenden Krieg ist nicht leicht zu beantworten. Einzelne denken nur an Kampf und Sieg. So der Infanterieleutnant Giese, der sagt, die Mannschaft des 8. Korps seien „lauter Jünglinge in der schönsten Blüte der Jahre, die, keine Gefahr und keine Fatiguen scheuend, vor Ruhmbegier entbrannten.“ Auch Musikmeister Klinkhardt vom 2. Husarenregimente spricht von dem kriegerischen Geist der Truppe. „Freilich,“ sagt er, „stand im Hintergrunde das Schlachtfeld und der Tod; allein in jenen Zeiten war man mit dergleichen Dingen vertraut. Es lag im Geiste der Zeit, möchte ich sagen, etwas Sonderbares, nicht zu Beschreibendes, als ob gleichsam Napoleons Geist uns beseelt hätte.“ Andere dagegen, wie der Paderborner Infanteriehauptmann v. Einsingen und der in Kassel stehende Husarenrittmeister Fritz Baumann bedauern nur, daß der Feldzug sie mitten aus dem heiteren Leben der Wintervergüngen herausreißt. Einfache Soldaten wiederum,

wie der Gardejäger Fleck, freuen sich, des einförmigen Kasernenlebens und ermüdenden Paradedienstes gewiß auf lange Zeit enthoben zu sein. So zog auch das in Bielefeld stehende 3. leichte Chasseurbataillon, wie uns der Musikus Krollmann erzählt, frohen Mutes unter Begleitung der Bürgerschaft zum Tore hinaus.

Aber so wie unter ihnen schon bald einzelne schweigsam, in Gedanken versunken dahinschritten, so wird der Ausmarsch in eine ungewisse Ferne, zu einem so ungewöhnlichen, folgenschweren Unternehmen die weitaus meisten in nachdenkliche Stimmung versetzt haben. Packend hat uns Wilhelm von Conrady, Oberstleutnant im 6. Sibirien-Infanterie-Regimente seine Empfindungen beim Aufbruch geschildert. Er schreibt: „Ich war zwar gezwungen, französischen Fahnen zu folgen, aber mein Herz war und blieb deutsch, und mich schauderte vor dem Elend, welches der ungeheure Plan, mit dem sich der unerfüllliche Korse jetzt trug, für Deutschland im Gefolge haben mußte, mochten die Würfel fallen, wie sie wollten.“

Dunkel und ungewiß lag die Zukunft vor mir, und ernste Gedanken waren es, die mich bei dem Ausmarsch aus meinem lieben Kassel bewegten. Das Wetter war auch nicht danach angetan, die Gemüther aufzuheitern; denn es regnete bei schneidendem Winde in Strömen.“ Das innere Widerstreben vor einem Kriege, der nur dazu dienen konnte, der Freiheit Europas den letzten Stoß zu versetzen, finden wir auch bei dem Adjutanten des Generals v. Ochs, Johannes v. Borke; und so wie er und Conrady werden Tausende gedacht haben.

Doch muß man sich hüten, solch innere Opposition als Gradmesser für das Verhalten der Truppe im Verlaufe des Feldzuges aufzufassen. Ueber diesen Punkt läßt sich ein ungenannter westfälischer Kriegsteilnehmer folgendermaßen aus: „Unter ihm (Napoleon) haben alle gleich brav gekämpft, selbst seine politischen und persönlichen Widersacher; der Fahneneid war der Kitt, der alles zu einem ganzen fest verband, sogar die widersprechendsten Elemente. Die Ueberzeugung des einzelnen unterwarf sich, wie das Vorurteil der Masse, zuletzt unbedingt dem Gebote des Heerführers.“

Der erste Kanonenschuß überstimmte die Schwäche der Charaktere, die Geläufigkeit der Zungen, scheuchte selbst den Verrat in der Herzen Tiefen zurück. Tausende haßten Napoleon aus irgend einem Grunde, unter ihnen sehr viele mit großem und gutem Rechte; aber sie schlugen sich dennoch brav für ihn und seine Sache; denn der Waffenruhm, dessen Schöpfer er war, riß alles hin. Den Süddeutschen hatte er das Vaterland genommen, und wie brav schlugen sie sich für seine Sache! Bedarf es einer Erwähnung der Preußen im Feldzuge von 1812, der Oesterreicher, der Sachsen oder gar der Westfalen, die — zusammengewürfelt aus lauter dem Zwingherrn feindseligen Elementen — bei neuer

fremdartiger Formation und von vorherein sich als Opfer betrachtend, mit den Franzosen selbst an Tapferkeit und Ausdauer rühmlich wetteiferten! Die Verführung, des Feindes Schwert, die furchtbarste Not, ja der eigenen Herzen Stimmen, wie des Schicksals Fluch hat nichts vermocht über Napoleons Truppen, solange er an ihrer Spitze stand.“

Im Sammlungsplatze Dessau traf am 23. März Graf Vandamme, der neue Oberbefehlshaber des Korps, ein. Nachdem von ihm die endgültige Einteilung der Truppe festgesetzt war, ging es in kleinen Etappen vorwärts.

Ein großer Uebelstand war, daß die Quartiere viel zu wünschens übrigg ließen. Darüber wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß der Marsch durch Gegenden führte, die durch fortwährende Truppendurchzüge zum Teil gänzlich verarmt waren. Welche Last die Einquartierungen für die Bevölkerung bildeten, zeigt uns ein Brief des Paderborner Füsiliers Johannes Heidenkamp, der an seinen Bruder schreibt: „Wir haben einen beschwerlichen Marsch gehabt und sehr naschkaltes Wetter, sehr schlechte Quartiere, besonders in der Niederlausitz; denn in den kleinsten Häusern liegen 15 Mann, bei den großen Bauern 70 bis 80 Mann. Ja, viele Leute laufen bei dem Anblick der Einquartierung aus ihren Wohnungen . . . Heute sind schon 12 000 Bayern hier durchpassiert, überhaupt sollen vom zweiten Feiertag (Ostern) bis Sonntag den 13. neunzigtausend Mann durchpassieren.“

Der Brief ist aus Glogau, wo man am 6. April einrückte, datiert. Für die westfälischen Offiziere blieb der Aufenthalt in dieser Festung in wenig angenehmer Erinnerung, da sie hier zum ersten Male in nähere Berührung mit dem gefürchteten Vandamme kamen. „Er empfing uns,“ erzählt W. v. Conrady, „mit so beleidigendem Stolz und solch brutaler Bosheit, daß wir nur mit Mühe unsere Empörung zügelten. So sagte er unter anderem, er brächte der westfälischen Armee das größte Mißtrauen entgegen und habe ein ständiges Kriegsgericht von 1 Stabsoffizier und 4 Offizieren eingesetzt, welches jeden ohne Unterschied innerhalb 24 Stunden zum Tode verurteilen werde, der seinen Bestimmungen entgegenhandelte.¹²⁾

¹²⁾ Die Brutalität Vandammes beleuchtet auch folgende Episode, die der französische Gesandte, Erzbischof von Mecheln, de Pradt erzählt (Minerva 1815). „Ich hielt einige Stunden zu Wolburch, dem Landhause des Bischofs von Kurjare, an. Ich fand seinen Sekretär, einen Kanonikus, der das Band und das Kreuz seines Kapitels trug. Dieser zeigte mir seine zerschmetterten Backenknochen von den Ohrseigen, die ihm von dem General Vandamme tags vorher gegeben wurden, weil er keinen Tofayerwein hergeben konnte, den der General gebieterisch verlangte, den aber der König von Westfalen im Vorbeifahren auf seinen Wagen hatte laden lassen.“

Das Erzählte wird ohne weiteres glaubhaft, wenn man hört, daß der Artilleriewachtmeister Jakob Meyer aus Dransfeld von dem „dicken, großen, groben“ General Vandamme redet, der ihm wie „eine ungeheure Maschine“ vorkommt und „Riesenhände“ besitzt.

Daran schlossen sich noch einige boshafte Bemerkungen, und dann waren wir entlassen. Noch heut kocht es in mir, wenn ich an diesen Empfang denke.“

Bei Glogau setzte man über die Elbe und betrat bald darauf polnisches Gebiet, um über Graustadt nach Kalisch zu marschieren. Der erste Eindruck des Landes war wenig günstig, und er verschlechterte sich noch, je näher man mit Land und Leuten in Berührung kam. Der Anblick der endlosen Sandsteppen und melancholischen Fichtenwälder wirkte so niederdrückend auf das Gemüth der marschierenden Soldaten, daß man nach Aussage Krollmanns immer wieder seine Zuflucht zur Musik nehmen mußte, um die Truppen in etwa aufzumuntern.

Der Schmutz in den Ortschaften und die Unsauberkeit in den Häusern und Hütten¹³⁾ spottete jeder Beschreibung, sodasß Fleck und zahllose andere ihr Nachtquartier lieber unter freiem Himmel aufschlugen. Wie Hauptmann von Einsingen erzählt, machte das Fremde, Uermliche, Unreinliche der polnischen Dörfer einen derartig niederschlagenden Eindruck auf die Leute, daß sogar hier und da Desertionen vorkamen. Wie fürchterlich man unter der Ungezieferplage litt, zeigt folgender Nottschrei eines biederen Ravensbergers in einem Briefe an seine Mutter daheim. „Die Hauptsach in Polen ist, daß sich sehr viel Käuse hier aufhalten; denn mit Käusen ist dies Land gesegnet; und diese findet man überall; sie sind so viel, als wären sie geregnet. O Himmel, welche große Qual!“ — Diese bewegliche Klage ist nicht etwa übertrieben; alle Berichterstatter sagen dasselbe und verschonen mit ihrem Urtheil selbst nicht die besseren Bürger und Edelleute. Als ganz besonders widerlich empfinden sie allgemein den Anblick der hier vorkommenden sogenannten Weichselzöpfe.

Daß in den ärmlichen Landstrichen, durch die man zog, die Verpflegung ganz im argen lag, läßt sich denken. „Schon trat Mangel ein,“ sagt J. von Borcke, „weil nirgends Magazine vorhanden waren. Kein Mensch vermochte den vielen einlaufenden Klagen abzuhefeln, und schon jetzt begann ein gefährliches Requisitionssystem im Großen, indem ein Tagesbefehl die Truppen ermächtigte, sich außer ihrer laufenden Verpflegung mit Lebensmitteln und Vieh zum weiteren Marsch zu versehen. Noch war der Krieg nicht erklärt, und schon liefen wir Gefahr, zu verhungern.“

Und doch war man felsenfest überzeugt, daß es Napoleon gelingen werde, alle augenblicklichen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Dieses Vertrauen auf die Größe des Feldherrn klingt durch die Berichte der einzelnen Augenzeugen — auch des gerade zitierten Borcke — immer wieder durch. — Vorläufig vertröstete man sich auf die fruchtbaren Gegenden jenseits der Weichsel.

¹³⁾ Was z. B. Leutnant Giese von seinem Quartiere bei dem ehrfamen Bäcker Zilintiadiz in Koszminck, einem düsteren Walddörfchen bei Kalisch, erzählt, vermag beim Leser die Symptome der Seckkrankheit auszulösen.

Nach und nach langten die einzelnen Truppenteile in Kalisch an. Hier hielt der am 13. April dort eingetroffene König Jerome an verschiedenen Tagen Truppenschau ab. Daß es um diese Zeit trotz aller Strapazen noch vorzüglich um die Haltung des Korps bestellt war, bezeugt Conrady, der von der Bewunderung der Kalischer Bürger erzählt.

Von Kalisch aus ging der Marsch unter steten Verpflegungsschwierigkeiten durch ausgesogene Gegenden weiter. Entkräftigung und Krankheiten rissen ein, allmählich ließ auch die moralische Widerstandsfähigkeit der Mannschaften nach und Selbstmorde aus Verzweiflung über die unerhörten Entbehrungen gehörten nach Conradys Bericht nicht mehr zu den Seltenheiten.

Mitte Mai langte man an der Weichsel an. Die Division des Generals von Ochs rückte in die von dem polnischen Armeekorps geräumte Hauptstadt Warschau ein, während die übrigen Teile des Korps zu beiden Ufern der Weichsel und des Bug fantonnierten.

Jerome, der sein Quartier im sog. Sächsischen Palais aufgeschlagen hatte, übernahm nunmehr den Oberbefehl über den rechten Flügel der Großen Armee. Dieser setzte sich zusammen aus dem 5. Korps (den Polen unter Poniatowski), dem 7. (den Sachsen unter Reynier), dem 8. (den Westfalen unter Vandamme) und dem 4. Kavalleriekorps (Polen, Sachsen und Westfalen unter Latour-Maubourg).

In der Warschauer Gegend sollte den Truppen zur Kräftigung und Erholung eine Ruhepause vergönnt werden. Zwar lebte man auch hier nicht im Ueberflusse, aber es fand doch eine ziemlich regelmäßige Verpflegung statt, und die ausgestandenen Strapazen glichen sich in etwa aus.

Während des mehrwöchigen Aufenthaltes in der Warschauer Gegend hielt der König täglich Reuen und Inspektionen im Sächsischen Garten ab. Namentlich mußten sich die Bataillone in der schnellen und gewandten Herstellung verschiedener Arten Karrees üben, um Sicherheit gegen den Angriff der Kosaken, von denen man schon damals viel sprach, zu erlangen.

Daß man bald mit dem Gegner zusammenzustößen glaubte, bewies der von Vandamme am 29. Mai erlassene Tagesbefehl. Er lautet nach Gieße und Conrady:

Westfalen!

Jetzt rückt der Augenblick heran, in dem ich von Gefechten und Siegen mit Euch sprechen werde. Der große Napoleon wird sich bald an der Spitze seines furchtbaren Heeres befinden. Nur noch wenige Tage bleiben Euch übrig, um Euch auf die großen Begebenheiten vorzubereiten, die endlich das Schicksal unserer schönen Länder entscheiden werden. Schon mustern die Könige ihre Legionen, damit nichts, um uns den Sieg zu sichern, fehlt.

Offiziere und Soldaten! Erinnert Euch der gegebenen Befehle und seid auf den ersten Wink bereit!"

Hier ist der Platz, ein paar Worte über die Aufstellung der Großen Armee zu sagen. Das Hauptheer unter dem Oberbefehl Napoleons selber stand bei Kowno; südlich davon kam der Vizekönig Eugen von Italien; an diesen schloß sich, noch weiter nach Süden, König Jerome an. Nördlich von dem Hauptheere stand Macdonald, der in Kurland einrücken sollte, um die linke Flanke der Großen Armee zu decken; der Schutz der rechten Seite war Schwarzenberg mit den Oesterreichern in Galizien anvertraut.

Auf russischer Seite hatte man zwei Hauptheere ins Feld gestellt. Davon stand das eine in der Gegend von Kowno und Wilna; es wurde von dem russischen Kriegsminister Barclay de Tolly befehligt. Das zweite Hauptheer, unter dem Fürsten Bagration, stand südlich bei Kowno.

Napoleons Plan ging nun dahin, diese beiden sog. Westarmeen an der Vereinigung zu hindern und sie getrennt zu schlagen. Von dem französischen Hauptheere wurde Davout beauftragt, gegen Minsk zu rücken, Bagration von Norden her zu fassen und ihn mit Hilfe Jeromes von der ersten Westarmee unter Barclay de Tolly abzuschneiden. König Jerome sollte zu diesem Zwecke von Süden her auf Grodno vorrücken, Bagration zum Gefechte bringen und ihn Davout entgegenreiben.

Am 14. Juni hatte Jerome Befehl erhalten, auf Grodno vorzurücken und dort den Njemen zu überschreiten. Unter lautem Jubel und fröhlicher Feldmusik brach man — so erzählt Giese — am Morgen des 15. in aller Frühe auf.

Am 17. und 18. Juni versammelten sich die gesamten Bestände des 8. Korps im Bivak bei Pultusk und setzten dann hinter dem 5. Korps den Weg über Ostrolenka, Sczuczyn und Augustowo nach Grodno in Gewaltmärschen fort.

Anfänglich zeigte sich daselbe Bild wie beim Einmarsch in Polen. Ganze Tage lang marschierte man bei glühendem Sonnenbrande durch menschenleere, schattenlose, wasserarme Gegenden dahin. Zwar wurden nach Möglichkeit die Nachtstunden zum Marschieren benutzt, aber die Zahl der franken Menschen und Tiere wuchs in erschreckendem Maße.

Plötzlich setzten schwere Gewitter ein, die zwar die erwünschte Abkühlung mit sich brachten, aber gleichzeitig auch anhaltende Regengüsse und ungewöhnliche Kälte bescherten. Welch neue Unannehmlichkeiten dieser Witterungswechsel brachte, schildert Leutnant Rüppell vom Husarenregimente, der als Kavallerist zur Vorhut gehörte.

„Einige Tagemärsche von Grodno bezogen wir in einer waldigen Niederung in der Nähe einiger Bauernhütten Bivak. Ein eifriger Regen schoß in Strömen herab und peitschte uns ins Gesicht; der Boden war zu Schlamm geworden, und an ein Liegen war nicht zu denken. Stehenden Fußes harrete ein jeder der finsternen Nacht entgegen; man stand bis über die Knöchel im

Kot, und bei Aufheben des Fußes blieb fast immer der Stiefel im nassen Erdreich stecken. Viele Husaren hatten sich in ein ungewöhnlich kleines Bauernhaus verkrochen, in dessen innerem Raum ein Backofen war, der aber seinen Abzug nach innen hatte. Ich hatte mir mit vieler Mühe ein Plätzchen in diesem Loch erobert, aber die Hitze und der Rauch waren gräßlich, und ich zog es vor, mich wieder in den fortwährenden Platzregen zu begeben. Ein bißchen Schafffleisch, am Ladestock eines Karabiners aufgespießt und über die Kohlen gehalten, dann mit Pulver gesalzen, war mein Abendbrot, ein Schluck Schnaps mit zerdrücktem Wachholder machte den Schluß; Brot gab es nicht. Trotz des Elends war es drollig anzusehen, wie unsere Husaren sich gegen die Witterung schützten: sie hatten sich Stroh zusammengebunden und daraus Dächer gebildet, die ein jeder auf dem Kopf über seinem Tschako trug, so daß nur das Gesicht herausah, das durch den vom gepulverten Fleisch schwarz gewordenen Mund lächerlich entstellt war.

Jeder war froh, wie das Signal zum Aufbruch aus diesem scheußlichen Bivak gegeben wurde, und wir ließen es gern unbeachtet, daß die voll Wasser gesogenen Schabracken über dem Sattel keinen angenehmen Sitz gewährten.“

Der Weg ging nach Rüppells weiterer Schilderung mehrere Tage lang durch wahre Wildnisse; er erzählt z. B., daß er eines Tages, als ihn der Anblick einiger Heidelbeeren seitwärts von der Kolonne fortgelockt hatte, in die unangenehme Nachbarschaft eines Bären geriet. Auch die anderen Berichterstatter reden von dem massenhaften Vorkommen wilder Tiere; die Wölfe machten den Soldaten z. B. an den Bivakplätzen nicht selten viel zu schaffen. —

Die plötzliche nasse Kälte, die mit den starken Regengüssen eingetreten war, wirkte namentlich auf die durch Entbehrung heruntergekommenen Pferde ungünstig ein. Giese erzählt, daß man nicht selten an einem Tage 50 und mehr einbüßte.

Inzwischen hatte Kaiser Napoleon mit der Hauptarmee den Njemen überschritten, nachdem er vorher aus seinem Hauptquartier eine Proklamation an das Heer erlassen hatte. Vandamme gab diesen Aufruf einige Tage später dem westfälischen Korps bekannt. Leutnant Giese gibt uns eine Schilderung der Verlesungsszene, die sich nach seiner Darstellung in dem Städtchen Sczuczyn abspielte, während andere Abteilungen des Korps erst in Grodno den Wortlaut der Proklamation hörten.¹⁴⁾

¹⁴⁾ Interessant ist der Umstand, daß diese Proklamation mit ihren Erinnerungen an Friedland, Tilsit und Austerlitz in dem preussischen und österreichischen Hilfsheere nicht zur Verlesung kam. Die Korpskommandeure hatten den Auftrag, sie durch einen eigenen Tagesbefehl zu ersetzen. Bei den Preußen, die unter Macdonald nach Kurland zogen, lautete dieser: „Preußen! Rußland will den Krieg! Er hat begonnen. Die Große Armee, zu der Ihr gehört, sieht Euch mit Vergnügen in ihren Reihen. Unsere erhabenen Monarchen vertrauen Eurer Tapferkeit; sie richten ihre Blicke auf Euch, um Euch Beifall zu geben und Euch zu belohnen.“ — (Allgemeine Politischen Nachrichten 1812, Nr. 59.)

Vandamme ließ am 26. Juni nach der Revue alle Offiziere vor die Mitte der Linie zusammen rufen und verlas die kaiserliche Bekanntmachung, die folgendermaßen lautete:

Soldaten!

Der zweite polnische Krieg hat begonnen. Der erste endete bei Friedland und zu Tilsit. Zu Tilsit schwur Rußland ewigen Bund mit Frankreich und Krieg gegen England. Heute bricht es seine Eide. Es will über sein sonderbares Benehmen nicht eher irgend eine Erklärung geben, als bis die Adler Frankreichs jenseits des Rheines stehen und damit unsere Verbündeten seiner Willkür preisgegeben sind. Rußland wird vom Verhängnis fortgerissen! Sein Schicksal muß sich erfüllen! Hält es uns etwa für entartet? Wären wir nicht mehr die Krieger von Austerlitz? Zwischen Unehre und Kampf stellt es uns. Die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Vorwärts also! Ueberschreiten wir den Njemen! Tragen wir den Kampf auf seinen eigenen Boden! Der zweite polnische Krieg wird den Waffen Frankreichs so glorreich wie der erste sein; aber der Frieden, den wir dann schließen, wird seine Bürgschaften in sich tragen und dem hochmutsvollen Einflusse ein Ziel setzen, den Rußland seit fünfzig Jahren auf die Angelegenheiten Europas ausgeübt hat.

„Nach dieser Verlesung,“ so erzählt Gieße, „ließ Vandamme noch seinerseits mit der ihm innewohnenden Kraft der Stimme die Worte fallen: „Napoleon ist am 24. d. M. über den Njemen gegangen und hat die Russen zurückgedrängt. Wir gehen jetzt vorwärts und siegen. In 2 bis 3 Monaten ist alles beendet! Wer nicht Mut und Herz hat, mitzukämpfen, der hänge noch vor Abend seinen Degen an die Baracke und nehme seine Flucht wohin er will!“

Diese beißende Bemerkung wurde mit einem dreimaligen „Vive l'Empereur!“ beantwortet, welches alle Offiziere, die in einem Kreis zusammengetreten, mit lautstimmigem Enthusiasmus anhoben. Dann entlassen, begaben sich dieselben wieder nach ihren resp. Korps, deren jedes ein Karree formierte, und nachdem darin gleichfalls die Proklamation vernommen, hielten die Lüste von den Divats wider, die dem Kaiser von der Mannschaft dargebracht wurden.

Napoleons Ruhm, sein Glück und eine ungeheure Armee gaben dem, was wir soeben gehört, ein gewisses prophetisches Gewicht, und mindestens war daraus auf einen hohen Grad von Sicherheit seiner militärischen und politischen Kombinationen zu schließen, während wohl manche, im Glauben an seine Unfehlbarkeit, dadurch bestärkt sein mochten. Im allgemeinen ließ sich eine gute Wirkung nicht verkennen, die jene Proklamation in unserm Armeekorps erzeugt, und insbesondere bei den Soldaten, die sich allermeist befriedigt priesen, nunmehr doch zu wissen, warum und weswegen sie bisher solch, ihre Kräfte übersteigende Marsche gemacht, und wünschten in ihrer begeisterten und mut-

vollen Stimmung nichts sehnlicher, als — recht bald auf den Feind zu stoßen. Sie schmeichelten sich, daß solches bei unserem Uebergang über den Njemen bei Grodno der Fall würde werden, wo Bagration aufgestellt war. Ihn zu schlagen, darüber herrschte ebensowenig Zweifel, wie darüber, daß sie würden sieggekrönt alsdann nach ihrer Heimat zurück, in die Arme der lieben Ihrigen kommen.“

Die Hoffnung der Truppe, in Grodno mit dem Feinde zusammenzustößen, wurde schwer enttäuscht. Als die Vorhut am 28. sich der altertümllichen Stadt näherte, zogen die Russen zum jenseitigen Tore hinaus, nachdem sie noch vorher die Brücke über den Njemen zerstört hatten. General Allix ließ sofort eine neue schlagen und rückte nach kurzem Gefechte mit den Kosaken Platows, die den russischen Nachtrab bildeten, in Grodno ein.

Mit polnischer Infanterie und westfälischer Gardekavallerie hielt König Jerome am 30. Juni seinen Einzug in die Stadt. Die letzten Abteilungen der westfälischen Korps langten erst am 2. Juli an.

So waren alle Anstrengungen vergebens gewesen; Bagration hatte sich nicht erreichen und fassen lassen.

In das kaiserliche Hauptquartier ging gleich nach Jeromes Ankunft Botschaft ab.¹⁵⁾ So gut der Plan Napoleons auch erdacht gewesen war, er hatte nicht berücksichtigt, daß der rechte Flügel (Jerome) um Mitte Juni noch an der Weichsel und am Bug kantonnierte und um viele Tagemärsche gegen das Hauptheer zurückstand. Außerdem hatten der Ausführung der gestellten Aufgabe die größten Schwierigkeiten in Bezug auf die physische Beschaffenheit der Truppe im Wege gestanden. Giese sagt in einem Rückblick auf diese Periode:

„Bei einem, wegen des unablässigen Sandbodens fast grundlos zu nennenden Wege, der jeden Schritt unstet machte, hatten wir von der Weichsel daher, erst bei niederdrückender Hitze, dann bei Kälte und Regen, ohne alle Subsistenz die kräftanstrengendsten Märsche gehabt und waren völlig ermattet. Um unsere Klagen zu stillen, hatte man uns auf Rußland wie auf das gelobte Land verwiesen. Durch die Einnahme von Grodno hatten wir uns in den Besitz von ansehnlichen russischen Magazinen zu kommen geschmeichelt, sahen uns aber getäuscht. An die Vergangenheit reichte sich die Gegenwart, an diese die Zukunft; und was Kleinmütige und Abgestumpfte in völliger Vergessenheit an Gott oft während des Marsches, oft abends im Bivak seither schon vollführt — das geschah auch wieder hier in dem Lager bei Grodno, vor der Front und vor aller Augen: sie gaben durch einen Schuß aus ihrem Gewehr freiwillig ein Dasein auf, das anfang, ihnen zur Last zu werden. Ruhe, die wir benötigt, war

¹⁵⁾ Mit der Ueberbringung dieser Nachricht wurde vom Könige der Kammerherr und Ordnonanzoffizier Carl Bodo von Bodenhausen beauftragt. B. hat uns in seinen Erinnerungen die Einzelheiten dieser Mission interessant geschildert.

das alleinige, was vorderhand uns konnte bewilligt werden. Und sie ward uns, ohnerachtet voranzusehen, welchen Vorsprung der Feind dadurch gewinnen würde.“

In Grodno gewährte man den Truppen tatsächlich ohne Rücksicht auf die Folgen eine Rast von 2 Tagen. Diese Ruhepause war auch schon deshalb geboten, weil die vielen ermatteten Nachzügler erst herangezogen werden mußten.

Um diese Zeit überwarf sich Vandamme mit dem Könige. Nach der Darstellung bei v. Ochs soll er sich eigenmächtig in Details der westfälischen Armee gemischt haben. Welcher Art diese Einmischung war, setzt uns Gieße ausführlich auseinander. Danach hatte der General dem Könige dringende Vorhaltungen gemacht über die Mängel der Administration, die der Verpflegung der Truppe nicht die nötige Sorgfalt widme; dabei muß er derartig deutlich und grob geworden sein, daß Jerome sich in seiner Würde verletzt fühlte und Vandamme des Oberbefehls entsetzte.

Beide trugen den Fall durch Eilboten dem Kaiser vor, und dieser entschied zugunsten Jeromes. Nach Gießes Darstellung soll er geantwortet haben: „Hätte ich zwei Vandammes, so würde ich einen füßlieren lassen; jenem ist nicht, und so bleibt dieser zwei Jahre seiner Funktionen suspendiert.“

Daß tatsächlich Vandammes Eintreten für bessere Verpflegung der Truppen die Veranlassung des Streites gewesen ist, bestätigt W. von Conrady, ein gewiß glaubwürdiger Zeuge, wenn man sein früheres vernichtendes Urteil über Vandamme bedenkt.

Am 5. und 6. Juni brach das Armeekorps aus Grodno und Umgegend auf, um in Gewaltmärschen hinter Bagration herzu-eilen: Kälte und Regen waren verschwunden; dafür stellte sich wieder glühende Hitze ein, so daß man größtenteils nachts marschieren mußte. Die Schwüle war aber in den frühen Morgenstunden schon derart, daß nach Gießes Beteuerung an einzelnen Tagen die Hälfte der Offiziere seines Regiments ermattet zurückblieb und einzelne Kompagnien mit nur 5—9 Mann ins Bivak rückten.

Hier sehen wir, daß auch die Offiziere in Masse zu unterliegen beginnen. Mit Schrecken denkt Conrady daran, was werden solle, wenn man jetzt auf den Feind stieße.

Daß dieser in der Nähe war, wenn er auch nicht angriff, sah man nur zu deutlich. „Überall trafen wir,“ erzählt Conrady, „auf zerstörte Brücken, die unsern Vormarsch aufhielten, und niedergebrannte Dörfer, die uns kein Obdach und Unterhalt gewähren konnten. Vielfach waren auch die Brunnen durch hineingeworfene Pferdekadaver vergiftet, und so gesellte sich zu dem steten Hunger noch oft quälender Durst.“

Der Marsch führte über Bielitz, Nowogrodok und Mir nach Nieswicz. Satour-Maubourg war mit der Kavallerie schon voraus, um sich Bagration an die Fersen zu heften und ihn wo möglich aufzuhalten.

Aber trotzdem es bei Koreliczi, Mir und Romanow zu teil-

weise ganz bedeutenden Gefechten kam, gelang es nicht, Bagration zum Stehen zu bringen. Daß das Gros der Truppen Jeromes ihm nahe kommen könne, erwies sich als ganz ausgeschlossen.

Als daher der König am 15. Juli in Nieswicz eintraf und erfuhr, daß Bagration auf Mußk marschiere und die an der Beresina gelegene Festung Bobruisk unfehlbar erreichen werde, sagte er sich, daß jede weitere Verfolgung unnütz sei; deshalb ließ er seine ermatteten Truppen Halt machen und benachrichtigte den Kaiser sowie Davout von seinem Entschlusse.

Die von Napoleon so glänzend erdachte Operation war endgültig als mißlungen zu betrachten. Der Kaiser war außer sich.

Zwar hatte auch Davout den Feind nicht einholen können, aber er verstand es, Napoleon von der Schuld Jeromes, der mehrere Tage unnütz in Grodno verweilt habe, zu überzeugen. Die Folge davon war, daß dem Könige der Oberbefehl genommen wurde; ja, der Kaiser unterstellte ihn mit seiner ganzen Flügelarmee dem Kommando seines Widersachers.

Daß eine solche Maßnahme Jerome entrüstete, ist begreiflich; und als der Kaiser trotz eingelegten Protestes hart blieb, verließ der König das Heer und trat mit der gesamten Garde den Rückzug nach Hause an.

Ob er Schuld hat¹⁶⁾ oder nicht — nach dem, was wir gehört haben, ließ sich die vom Kaiser gestellte Aufgabe unter den gegebenen Verhältnissen tatsächlich nicht lösen — der Weggang des Königs wurde im westfälischen Heere schwer empfunden.

Hauptmann von Einsingen versichert, daß Jeromes leutseliges, gnädiges Wesen stets Vertrauen erweckt habe und daß durch Geschenke von ihm die Not ganzer Truppenteile gemildert worden sei. „Welchen Eindruck des Königs Abreise,“ schreibt Giese, „auf den moralischen Zustand unseres Armeekorps hatte, läßt sich schwer beschreiben; denn der König war geliebt, und seine Gegenwart allein hatte den Mut unter uns zu erhalten gewußt.“

Mit Tränen in den Augen nahm Jerome nach Conradys Erzählung Abschied von seinen Truppen. Die Garden freilich folgten ihm leichten Herzens, da sie, wie Fleck erzählt, in die Heimat zurückzukommen hofften. Aber sie erlebten eine herbe Enttäuschung. In Koreliczi rief ein Befehl Napoleons die Hauptmasse der Garde als zum Kontingent gehörig zurück; nur die Garde du Corps durfte den König nach Kassel begleiten.¹⁷⁾

¹⁶⁾ Einzelne, wie der Musikmeister Klinhardt, behaupten, Jerome habe an den schönen polnischen Gvastöchtern soviel Geschmac gefunden, daß er aus diesem Grunde mehrere Tage in Grodno geblieben sei. — Jedenfalls aber hatten die Truppen die Ruhe hier bitter nötig.

¹⁷⁾ Der Volksmund sagte, Jerome sei kurzerhand vom Kaiser nach Kassel zurückgeschickt worden. Daher soll dann, wie der Herausgeber der Feldzugs-erinnerungen Klinhardts vermutet, die kuriosen Redensart „Ab nach Kassel!“ ihren Ursprung haben.

2.

Vor Smolensk.

Vor seiner Abreise hatte Jerome, den Weisungen des Kaisers gemäß, die Armee weiter dirigiert; sie sollte Fühlung mit dem 1. Korps unter Davout gewinnen, der sich durch Gewaltmärsche immer noch zwischen Barclay und Bagration zu schieben hoffte.

Der Marsch der Westfalen ging über Dufora und Smolowiczze zunächst nach Borissow an der Beresina. In dieser Stadt wurde ein Teil der Truppen nach langen Wochen wieder in regelrechten Quartieren untergebracht. Welche unbeschreibliche Wohltat dieser Aufenthalt für sie war, verrät uns W. v. Conrady, der versichert, daß bei Offizieren und Mannschaften mit einem Schlage Lebensmut und frohe Laune wiedergekehrt und die Tage des Elends und der Verzweiflung vergessen seien.

Der Marsch ging dann auf der großen Smolensker Straße weiter. Doppelte Reihen großer, dicht belaubter Birken gewährten kühlenden Schatten. Am 27. Juli gelangte man nach Orsza am Dnieper; dort traf einige Tage später auch Davout ein, dem es nicht gelungen war, Bagration entscheidend zu schlagen und von der Vereinigung mit Barclay endgültig zurückzuhalten.

Das westfälische Korps, dessen Kommando seit Vandammes Rücktritt General Charreau übertragen war, bezog bei Orsza ein vorteilhaftes Lager. Um diese Zeit trafen auch die Gardes, die aus Jeromes Begleitung zurückkommandiert waren, wieder beim Armeekorps ein.

Seit dem Abmarsch von der Weichsel waren nunmehr fast 6 Wochen verflossen. Ueber die Zustände im westfälischen Heere sagt J. von Borcke:

„Noch hatten wir, mit Ausnahme von wenigen Kosaken, keinen russischen Soldaten gesehen, und doch befand sich das Korps bei der Ankunft am Dnieper in Folge der anstrengenden Märsche zur Verfolgung Bagrations und der schlechten Verpflegung, zu deren Regelung es ebensoviele an Fürsorge wie an Zeit gefehlt hatte, in höchst bedenklichem Zustande, denn die Bataillone waren auf die Hälfte der Stärke zusammengeschmolzen. Viele Soldaten waren, weniger wegen Krankheit als aus Ermattung, zurückgeblieben; nun wurden Offiziere nach rückwärts geschickt, um sie zu sammeln, was auch soviel nützte, daß nach einiger Zeit die Kopfstärken bedeutend zunahmen.“

Die Erfolge des Kaisers seit Beginn des Feldzuges waren nichts weniger als befriedigend gewesen. So wie Davout und Jerome den Fürsten Bagration nicht hatten fassen können, so war es auch nicht gelungen, Barclay zum Stehen zu bringen. Der ganze Operationsplan konnte als gescheitert gelten. Dazu kam noch der Umstand, daß sämtliche Armeekorps durch die ungeheuren Strapazen und Entbehrungen der Auflösung nahe waren. Notgedrungen gewährte Napoleon den Truppen in der fruchtbaren Gegend am Dnieper und der Düna eine Ruhepause.

Von seinem Plane, nach Moskau zu marschieren, war er jedoch nicht abzubringen. Man weiß, daß Berthier, Ney und Davout versucht haben, ihn zu bewegen, die Truppen in geeignete Winterquartiere zu führen und den Feldzug im nächsten Frühjahr mit frischen Kräften und neuen Verstärkungen aus der Heimat fortzusetzen. Aber vergebens! Es schien, wie Conrady meint, als ob eine höhere Macht den Kaiser unaufhaltsam ins Verderben zöge.

Die Ruhetage in der Gegend des Dnieper dauerten für die Westfalen bis zum 12. August. Die Verpflegungsverhältnisse lagen hier etwas günstiger, da man durch Requisitionszüge, die meistens von der Kavallerie geleitet wurden, Lebensmittel und Vieh aus der fruchtbaren Umgegend herbeischaffte. Knapp ging es freilich auch hier her, und als dann in der ersten Augustwoche noch Sturm- und Regentage kamen, war der Aufenthalt in den leichten Strohhütten des Bivaks nicht gerade verlockend. An Krankheiten nahm namentlich die Ruhr beängstigend überhand. Nicht wenige Soldaten litten auch unter der Unmäßigkeit, mit der sie den hier massenhaft vorkommenden Honig verzehrten.

Vom Feinde bekam man nicht viel zu sehen. Es fanden nur größere, und kleinere Vorpostengefechte statt. Von besonderem Interesse ist die Tatsache, daß die Kosaken dicht bei den westfälischen Wachtposten wiederholt Proklamationen in deutscher Sprache austreuten, in denen die Truppen aufgefordert wurden, die französische Sache zu verlassen. Conrady teilt uns den Wortlaut dieser Proklamationen mit.

„Deutsche!

Warum bekriegt Ihr Rußland, dringt über seine Grenzen, behandelt feindlich seine Völker, die seit mehreren Menschenaltern mit Euch in freundschaftlichem Verhältnis standen, Tausende Eurer Landsleute in ihrer Mitte aufnahmen, ihren Talenten Belohnung, ihrem Erwerbsfleiß Beschäftigung anwiesen. Was verleitet Euch zu diesem ungerechten Angriff? Er kann nur verderblich für Euch sein und wird mit dem Tode von Hunderttausenden oder mit Eurem gänzlichen Untergang endigen! — Deutsche! unglückliche, schmachvolle Werkzeuge zur Erreichung ehrgeiziger Zwecke, ermannt und erhebt Euch! Bedenket, daß

Ihr seit Jahrhunderten in der Geschichte die Stelle eines großen in den Künsten des Krieges und Friedens sich auszeichnenden Volkes einnehmt! Lernet aus dem Beispiel der Spanier und Portugiesen, daß der feste kräftige Wille eines Volkes den Angriff der Fremden zu vereiteln versteht. — usw.¹⁾

Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Rußland.

Der Oberbefehlshaber des russischen Heeres.
gez. Barclay de Tolly.“

Am 30. Juli traf der neuernannte Oberkommandierende des westfälischen Korps, Junot, Herzog von Abrantes, in Orsza ein und hielt am folgenden Tage eine Truppenschau ab, die ihn anscheinend sehr befriedigte. Doch verscheuchten die von ihm gespendeten Lobeserhebungen, wie Giese konstatiert, keineswegs bei den Westfalen die Beforgnis, daß die ihm anklebende rohe Außenseite wohl auch der Abglanz seines Charakters sein könne.

Diese Befürchtungen erwiesen sich als nur zu sehr begründet. Junot war nicht nur schroff und roh, sondern zeitweilig völlig unzurechnungsfähig. Kein größeres Mißgeschick konnte dem westfälischen Korps, wie v. Ochs erklärt, begegnen, als in diesem Feldzuge den Herzog von Abrantes zum kommandierenden General zu haben.

Am 12. August brach das 8. Korps von Orsza und Umgebung auf, um rechts der großen Heerstraße in gleicher Höhe mit dem 1. Korps, das auf jener Straße marschierte, vorzurücken. Der Weg führte nach der Festung Smolensk, dem Eingangstore Mrußlands.

Die beiden russischen Armeen, deren Vereinigung Napoleon vergebens zu verhindern versucht hatte, waren Anfang August bei Smolensk zusammengetroffen, und nun vermutete man, daß es hier zur Schlacht kommen werde. Auf westfälischer Seite gab man sich der frohen Hoffnung hin, am Kampfe teilnehmen und endlich Sorbeern pflücken zu können.

Wie aber die Westfalen durch Junots Ungeschick und Nachlässigkeit um die ersehnte Ehre kamen, schildert drastisch das Tagebuch eines ungenannten Offiziers der westfälischen Adjutantur. Die Darstellung ist auch deshalb von besonderem Interesse, weil sie den Herzog von Abrantes in seiner ganzen Persönlichkeit derb, aber treffend charakterisiert.²⁾

¹⁾ Die Proklamation findet sich vollständig abgedruckt in den Essener Allgemeinen Politischen Nachrichten (1812, Nr. 65—69); der Proklamation ist dort eine lange Betrachtung angeschlossen, die den Inhalt widerlegen soll.

²⁾ Zu Junots Entschuldigung muß gesagt werden, daß er hier schon unter den Anfängen einer Geisteskrankheit litt, der er im folgenden Jahre erlag.

„Am 15. August erhielt das Korps den Befehl, zur Deckung der rechten Flanke der Armee rechts auszubiegen, um das 5. Korps herumzugehen und am 16. in einem Bogen gegen Smolensk zu rücken.

Dieser Marsch war auf einen Ort namens Tscherkowiczj gerichtet, von dem niemand zu wissen schien, wo er lag, als am Morgen in aller Frühe der Herzog von Abrantes vor dem marschfertigen Korps erschien, mit seiner Umgebung geheimnisvoll und wichtig that, bald auf eine Karte, bald nach allen Weltgegenden blickte und endlich, nachdem er alle nur ersinnlichen Zeichen von Ungeduld gegeben, einem Offizier befahl, einen Bauern herbeizuschaffen.

Bis hierher hatten wir den Herzog nur einige Mal bei den Truppen gesehen, wenn er, mit einer gewaltigen Reitpeitsche bewaffnet, einem Trunkwütigen gleich, durch die marschierenden Kolonnen jagte und, gleichviel, wen es traf, rechts und links Hiebe austeilte, sobald ihm nicht augenblicklich Raum gegeben wurde. Unbekannt damit, daß der edle Herzog früher (schon von Toulon her) eine Art Leibmameluk oder Leporello Napoleons gewesen und nach Art solcher Bedientenseelen, in Ermangelung bessern Talents, seine Größe darin gefunden, die schlechten Seiten und Launen seines Herrn und Meisters karrikierend aufzufassen und zu kopieren, hielten wir ihn bis dahin für einen jener Revolutionshaudegen, die vortrefflich im Feuer, außerdem vollständig ungenießbar waren. In diesem Tage aber lernten wir ihn, trotzdem, daß man dem irrlichterierenden Meteor anfänglich eine wichtige Bedeutung geben wollte, als einen merkwürdigen Taktiker kennen; wenige Tage später hatten wir, inmitten unserer Verwunderung über seine Dummheit und Grobheit eine überraschende Gelegenheit, auch in Betreff seiner Feuerfestigkeit bescheidene Zweifel zu hegen.

Der Bauer ward gebracht: ein alter lahmer Mann, der, vor den Gewaltigen gestellt, ihm zu Füßen fiel, aber sofort durch einige furchtbare Peitschenhiebe wieder auf die Beine gebracht wurde. Wie es zuging, daß ein Korpsbefehlshaber im russischen Lande auch nicht einen Mann um sich hatte, der russisch, mindestens polnisch verstand, ist jedem unerklärlich, der nicht die wahnsinnige Präension der Franzosen, daß aller Welt ihre Sprache verständlich sein müsse, mit Augen gesehen und mit Ohren gehört hat; gewiß aber, daß damals kein Sprachdeuter zur Stelle war. Gravitätisch zog der Herzog den Befehl Berthiers, mit dessen Inhalt er sehr heimlich getan, aus der Tasche und las oder syllabierte vielmehr dem unglücklichen Bauern ein Wort vor, das ungefähr wie Tscherkowiczj klingen mochte, aber auch noch andere Deutungen zuließ. Der Bauer stutzte, schien sich zu besinnen; ein Peitschenhieb und ein Stoß mit dem Papier ins Gesicht, als ob er lesen solle, was wenigstens damals für den gemeinen Russen eine Zauberkunst war, brachten ihn zu einem

Ausrufe, der wie Zwerowiczki klang, während er mit der Hand in die Gegend links rückwärts zeigte. Klang das Wort ziemlich, so war die bezeichnete Richtung desto verdächtiger; wir waren ja gerade dorthin gekommen und sollten uns rechts halten. Ohne jedoch darauf, wie auf die Zweifel seines Generalstabschefs im mindesten zu achten, ließ der Herzog den Bauern durch eine Ordonnanz an den Steigbügel nehmen und begab sich mit dem Worte: „Filons, Messieurs!“ an die Spitze der Kolonne, die sofort einbog und die Richtung einschlug, welche der Bauer vor-gezeichnet hatte. — Man war mehrere Stunden marschiert; kein Dorf erschien, es war Zeit zum großen Halt, was den Herzog unruhig machte, der viel auf gutes Frühstück hielt. Er jagte mit seinem Gefolge eine Strecke vorwärts, um, wie er sich aus-zudrücken pflegte, le château d'un bon baron“ zu erspähen; plötzlich reitet der General Hammerstein, Kommandeur der leichten Kavallerie, an ihn heran und zeigt auf ein ziemlich fern liegendes Schloß mit den Worten: „Mais, Monseigneur, voilà notre bivouac d'hier!“ Den General, sein Gefolge, das Schloß sprachlos anstarrend, bleibt der Herzog einen Augenblick lang unbeweglich, dann jagt er zur Spitze der Marschkolonne zurück, reitet den Bauern über, schlägt auf ihn unter einem Strome von Flüchen die Peitsche, zieht den Säbel, haut und sticht blindlings auf den Knieenden ein, befiehlt, ihn zu erschießen, und stürmt davon, ohne sich irgendwie auf die Sache einzulassen, dem fernen Schlosse zu, dessen Bewohner sich nicht wenig gewundert haben mögen, den kaum losgewordenen Quälgeist so bald wieder zu sehen. Einige seines Gefolges jagen ihm nach.

Das Korps hatte während dieser Szene, deren Zuschauer nur die an dessen Spitze sein konnten, gleichsam instinktmäßig Halt gemacht; nach kurzer Beratung mit einigen andern Chefs führte Charreau daselbe dem flüchtigen Führer auf Richtwegen nach, und es bezog zum Teil die alten Bivakstellen, zum Teil die des 5. Korps, das nun voran war, statt hinter uns zu sein. Dies ist die Geschichte des in Bülletins-Memoiren so oft erwähnten Irmmarsches des 8. Armeekorps.“

Die Folge davon war, daß das Korps, statt am 16., erst in der Nacht vom 17. zum 18. August vor Smolensk ankam.³⁾ Die Kavalleriebrigade langte allerdings schon am 17. an, aber ebenfalls erst in dem Augenblicke, als für die Mitwirkung des Korps die Sache entschieden war, d. h. als die Infanterie des 5. Korps, das an die Stelle des zurückgebliebenen 8. treten mußte, nach äußerst blutigem Gefechte die Vorstadt genommen hatte und die Russen schon im Abzuge begriffen waren.

Das brennende Smolensk, in dessen Schilderung die einzelnen Berichterstatter sich nicht genug tun können, kündete sich den

³⁾ Er hätte noch rechtzeitig ankommen können, wenn er am folgenden Tage unterwegs nicht mehrere Stunden lang Mittagruhe in einem Schlosse gehalten hätte. (v. Dohs.)

heraneilenden Westfalen schon aus stundenweiter Entfernung an. Eine besonders packende Darstellung des gewaltigen Schauspiels verdanken wir J. von Borcke, der Einzelszenen vom Bivak der Truppen vorführt.

„Der Kanonendonner der Schlacht bei Smolensk war unserm Ohr auf dem Marsche nicht entgangen, schwieg aber bei unserem Eintreffen schon längst. Schon in der Entfernung von einigen Stunden sah man am ganzen Horizont eine wie vom hellsten Abendrot hervorgebrachte Beleuchtung. Mit jedem Schritte vorwärts ward der Schein heller und feuriger, bis sich immer deutlicher Rauchwolken, die in dicken schwarzen Wirbeln himmelan stiegen, Flammen von unermeslichem Umfange und Tausende von einzelnen Feuern sich zeigten, die den Höllenschlund der brennenden Stadt in weitem Bogen umgaben. Als wir noch näher kamen, war die Beleuchtung der ganzen Szene noch deutlicher, und unzählige ferrige Punkte bezeichneten die Bivaks der beiden Heere, die von der blutigen Arbeit des Tages ausruhten. Hin und wieder fielen noch einzelne Schüsse; scheinbar mitten in dem Feuermeer entspann sich dann und wann Tiralleurfeuer, das zunehmend bis zur größten Lebhaftigkeit stieg, nachließ, wieder heftiger entbrannte und dann in einzelnen Schüssen verhallte. Als die Spitze des Armeekorps endlich um Mitternacht in der Nähe dieses unabsehbaren Feuermeers angekommen war, irrten wir ohne Führung lange aufs Ungewisse die Kreuz und Quere zwischen den bivakierenden Truppen umher, unsern Platz zu suchen, den uns endlich der Ruf des Herzogs und seiner Adjutanten: „8. Corps d'armée — Westphaliens — Général N. N. — passez ici — etc.“ anwies. Die im höchsten Grade ermüdeten und auseinandergekommenen Truppen folgten der Cete, die sich durch die Lagerplätze der Regimenter von allen Nationen durchwand, wobei ich Gelegenheit hatte, die vielen verschiedenen Sprachen und Mundarten der hier vereinigten Menschenmassen zu hören. Endlich nahmen wir von unserm Platz, einem Kornfelde, auf dem kein Halm mehr stand, Besitz, während die Bataillone wie eine lange Schnur den Rest der Nacht hindurch dem Lagerplatz zuzogen. Ununterbrochen, im wunderbarsten Gemisch vereinigte sich bis zum Morgen mit dem Lärm auf den Lagerplätzen der Ruf der Kommenden, der laut durch die Luft ertönte, um die Spur der Spitze nicht zu verlieren, wenn der Faden zu dünn ward, oder um sich, von tausend Feuern geblendet, nicht in dem Chaos der Bivakierenden zu verirren. Ein neuer Anblick bot sich nach Sonnenaufgang dem Auge dar; man sah die Umrisse der brennenden Stadt und an verschiedenen Punkten neue Feuerfäulen zum Himmel aufsteigen, während der Rauch die ganze Atmosphäre verdickte, bis endlich die kräftiger wirkende Sonne die grelle Beleuchtung nach und nach verwischte. Nun regte es sich immer lebhafter in den den Feuerpfuhl umlagernden Kriegermassen; Geschütz- und Gewehrfeuer begann an mehreren Stellen

aufs neue; Divisionen und Armeekorps ergriffen die Waffen und marschierten ab. Alles deutete darauf hin, daß die Russen Smolensk geräumt hatten, was ein Befehl des Kaisers bald bestätigte, der bei der ganzen Armee bekannt gemacht wurde. Noch am Morgen des 18. wurde die in Schutt und Trümmern liegende Stadt besetzt, doch mußten von den Eingängen erst die dort haufenweise liegenden Leichname fortgeräumt werden. Die Stadtmauern, aus rotem Backstein und mit Türmen alter Befestigungsart versehen, waren ziemlich unverseht und hätten dem Angriff noch lange widerstehen können, allein die Russen hatten die Verteidigung freiwillig aufgegeben. Die Polen hatten am Schlachttag eine Hauptrolle gespielt und entsetzlich viele Menschen verloren.“

An ihrer Stelle hatten die Westfalen ins Treffen sollen, wie der folgende verzeihlich egoistische Erguß des Leutnants Wachsmuth schildert. „Danke dem Junot, daß er uns am Tage irreführt hatte; denn in derselben Nacht hörten wir, daß Napoleon, als ihm gemeldet worden, daß die französischen Brigaden, welche stürmten, abgelöst werden müßten, befohlen habe, daß die Westfalen vor sollten, und mußten für uns, da wir noch nicht angekommen, die Polen ins Feuer. Von diesen stand das 2. Regiment da, wo ich bei den Westfalen gestanden haben würde, und hatte einen derartigen Verlust erlitten, daß es nur mit 200 und einigen Mann aus dem Gefecht gekommen ist. Ich Glücklicher konnte daher noch, eine Pfeife rauchend und auf grünem Rasen mit gesunden Gliedern liegend von oben herab diesem Schauspiel zusehen und mit meinem Kameraden Nieberg aus Osnabrück, der in Göttingen Theologie studiert hatte, die Zeit verplaudern.“

So hatten die Westfalen zum zweiten Male Napoleons Erwartungen nicht entsprochen. Junot erhielt, wie v. Ochs erzählt, merkwürdigerweise nur einen derben Verweis, und es wurde ihm sogar Gelegenheit geboten, seinen Fehler wieder gutzumachen, indem der Kaiser ihm unmittelbar darauf eine sehr wichtige Unternehmung anvertraute.

Smolensk war, wie bereits gesagt, vom Feinde verlassen. Das russische Hauptheer setzte ungehindert seinen Rückzug auf der Straße nach Moskau fort. Nur den wichtigen Paß von Walutina-Gora, ungefähr eine Meile jenseits Smolensk, hielten noch russische Truppen besetzt, und hier sollte es am 19. August noch zu erbitterten Kämpfen kommen. Den Westfalen war der Hauptanteil an diesem Tage zugedacht gewesen; aber das Unglück schien nicht von ihnen weichen zu wollen; sie kamen wiederum durch Junots Schuld um die Ehre, entscheidend in den Kampf einzugreifen.

Das westfälische Armeekorps ging in der Frühe des 19. August auf zwei neugeschlagenen Brücken über den Dnieper. „Wir marschierten,“ erzählt J. v. Borcke, „bis gegen Mittag bis zu

einer Anhöhe bei dem Dorfe Tschebonkowo, als unsere Avantgarde die feindlichen Kolonnen zu Gesicht bekam, welche sich so langsam bewegten, daß es nur vom Willen des kommandierenden Generals abhing, sie zu erreichen und zum Gefecht zu zwingen. Die Truppen zeigten den besten Willen; war dies doch die erste Gelegenheit, sich zu schlagen. Selbst schlechte Truppen würden unter den obwaltenden Umständen von dem gleichen Gefühl befeelt gewesen sein, denn nachdem sie, ohne einen Schuß getan zu haben, durch Anstrengungen und Not schon so viel gelitten hatten, konnte sich ihre Lage durch Gefechte nicht mehr verschlimmern, wohl aber durften sie hoffen, dieselbe durch einen entscheidenden Schlag zu verbessern.“

Aber trotzdem das Geschütz- und Gewehrfeuer der beiden Korps Ney und Murat, die den Feind auf der Moskauer Straße vor sich hertrieben, in der Stellung der Westfalen deutlich vernehmbar war, ließ der Herzog Halt machen.

Hätte er, so lesen wir bei v. Ochs, eine enge Talschlucht, die sich zwischen seiner und der russischen Stellung befand, schnell überschritten und „wäre er mit Beibehaltung seiner Marschdirection weiter gegangen, so würde er hinter einem Wäldchen auf der Moskauer Straße debouchiert, der feindlichen Arrieregarde in flanken und Rücken gestanden und sie von der russischen Hauptarmee gänzlich getrennt haben. Unfehlbar würde diese Bewegung glänzende Erfolge und vielleicht eine Aufreibung jener 10 000 Mann starken Arrieregarde erzielt haben. Abantes stützte aber beim Anblicke des Feindes, ließ die beiden Infanteriedivisionen hinter der Anhöhe halten, kehrte sogar mit der Avantgarde von derselben wieder eine Strecke zurück und stellte sich mit dem Korps hinter einem Walde auf, an dessen Ausgange ein schönes Sandgut lag, wo er von beiden Armeen nicht gesehen werden konnte und selbst nichts davon sah.“

Hier wartete er mehrere Stunden, ehe er sich wieder zu der Anhöhe begab.

Jetzt sah man aber, daß auf dem gegenüberliegenden Terrain feindliche Kavallerie aufmarschiert war, die sich mit den auf der Moskauer Straße marschierenden Truppen in Verbindung setzte.

Schon vorher hatte man den Herzog von allen Seiten bestürmt, den Angriff zu befehlen, und jetzt drangen alle Generale von neuem auf ihn ein. Er aber begnügte sich damit, den Feind aus sicherer Stellung anzuschauen.

„Zähneknirschend,“ beteuert W. v. Conrady, „standen wir als müßige Zuschauer, wo Ehre und Ruhm winkten. Noch nie ist die Gelegenheit, einen glänzenden Erfolg zu erringen in so gewissenloser, feiger Weise versäumt worden! Ich sah viele Offiziere und Mannschaften in meinem Bataillon, denen Tränen der Wut und Scham die Backen herunterliefen. Wäre im Korps nicht ein so vortrefflicher Geist der Manneszucht gewesen, so hätte es hier zu einer Meuterei kommen können!“

Junot blieb auch hartnäckig, als plötzlich Murat, der König von Neapel, erschien, um ihn zu schnellem Angreifen aufzufordern. Zwar ließ er die Kavallerie aussitzen, schickte aber nur das 2. leichte Infanteriebataillon und die Voltigeurkompagnie des 1. leichten Bataillons durch die Talschlucht. Natürlich war diese schwache Truppe ganz außerstande, sich mit der überlegenen feindlichen Streitmacht in ein ernsthaftes Gefecht einzulassen. Ueber die folgenden Ereignisse erzählt Oberstleutnant Boedicker, der Kommandeur des 2. Infanteriebataillons, folgendes:

„Ich erhielt Befehl, mit dem Bataillon zum Plänkeln vorzugehen, worauf auch noch die Voltigeurkompagnie des Kapitäns v. Wurmb vom 1. Bataillon leichter Infanterie auf meinem rechten Flügel zum Tirillieren vorgeschickt wurde. Nachdem das Plänklerfeuer begonnen, bemerkte ich, daß eine Kosakenkolonne die Absicht hatte, einen Hof auf unsere Tirailleurlinie zu machen, indem ein Offizier derselben wiederholt heransprengte, um zu sehen, ob rechts in einer Tiefe unsere Kavallerie stände, worauf alsbald die Kolonne sich in Bewegung setzte. Ich hatte meinem Bataillon den Befehl erteilt, auf ein gegebenes Signal in ein nahegelegenes Wäldchen zu eilen, was nun geschah. Wurmb hingegen formierte seine Kompagnie zum Karree, um den Hof zu erwarten. Ich jagte zu demselben und gab ihm, wenn auch nicht als sein Kommandeur, doch als Stabsoffizier, den Befehl, meinem Beispiel zu folgen; derselbe beharrte jedoch meinen Vorstellungen ungeachtet auf seinem Sinn, und ich mußte es nunmehr meinem raschen Pferde danken, daß ich das Bataillon im Gebüsch noch erreichte, da schon einzelne vorspringende Kosaken mit den Lanzen nach mir warfen. Das Kompagniekarree wurde hierauf vor unseren Augen dergestalt angefallen, daß jene Kompagnie, welche unglücklicherweise ihr Feuer auf einmal abgegeben, insgesamt über den Haufen gestochen wurde, wobei ein Teil der Kosaken abgefressen hatte.“⁴⁾

Gieße malt die Schreckenszene noch genauer. Danach war Wurmb so unvorsichtig gewesen, aus dem Karree hervorzuspringen und einem der von allen Seiten andringenden Kosaken die Hand zu durchhauen. Auf der Stelle wurde er niedergemacht. Dann drangen die Angreifer auf die mit Eaden beschäftigten Soldaten ein und stachen, schossen und hieben sie ohne Pardon dermaßen zusammen, daß sie, reihenweise übereinander, wie Grasmaden den Boden bedeckten.

⁴⁾ Holzhausen, der ebenfalls diese Szene erwähnt, gibt sie nach dem Berichte eines ungenannten westfälischen Offiziers. Danach sollen nur wenige Voltigeurs nebst v. Wurmb umgekommen sein, da sich die andern nach Art unerfahrener Soldaten instinktmäßig zu Boden geworfen hätten und später, zur allgemeinen Ueberraschung, allerdings verwundet, wieder aufgestanden wären. — Dem widerspricht vollständig der Bericht eines so berufenen Augenzeugen wie Boedickers. Auch v. Dohz. Borcke und Vinsingen erzählen den Hergang wie Boedicker, und ihnen schließt sich, wie man sieht, Gieße mit genauen Angaben an.

Wie Borcke erzählt, sah das Gros des Armeekorps dieses traurige Schauspiel aus seiner Stellung auf der Höhe mit an, ohne etwas daran ändern zu können. „Bei uns knirschte alles.“ versichert Husarenleutnant Rüppell, „ob dieses gräßlichen Schauspiels und der ganz unnützen Hinopferung so vieler braven Soldaten, denen man doch jedenfalls ein Soutien hätte nachsenden müssen; auch mancher Fluch auf Abrantes wurde hier laut.“

Auf französischer Seite hatte man natürlich längst auf das tatkräftige Mitwirken der Westfalen gerechnet; und als man von dieser Seite her auch nicht einen Flintenschuß vernahm, kam plötzlich der König von Neapel zum zweiten Male⁵⁾ wutentbrannt von der Moskauer Straße her durch einen dichten Wald auf Junot zugeritten.

„Plötzlich kam,“ erzählt Musikmeister Klinkhardt, „ein stattlicher Reiter in blausamntenen Kleide, mit spanischem Federhute und handbreitem, goldenem Saume auf uns losgesprengt — es war Murat, der König von Neapel — und schrie unter fortwährendem Fluchen: Wo ist der Marschall Junot?“ Mit brausenden Hurras wurde der König nach Conradys Erzählung empfangen; denn man zweifelte nicht, daß es jetzt zum Angriff gehen würde. Während redete Murat auf Junot ein und machte ihm die lebhaftesten Vorwürfe, warum er nicht angreife und die schönste Gelegenheit vorübergehen lasse. Aber vergebens! Ein westfälischer Offizier erzählt, Junot habe sich darauf berufen, daß er keinen direkten Befehl Napoleons zum Angreifen habe; auch soll er geäußert haben, er traue den Westfalen nicht; es seien neue Truppen; sie könnten die Artillerie im Stich lassen, seine Verantwortlichkeit sei zu groß usw.

Da ritt Murat, wie Siehe erzählt, „flüchtig musternd an der Front der Truppe vorüber und rief, auf den Feindweisend, die encouragierenden Worte: Eh bien, Westphaliens! Si vous êtes aussi braves que vous êtes beaux, chassez — moi cette canaille — là und ritt dann zur Hauptarmee zurück.“ Der Erfolg des Wortwechsels zwischen ihm und dem Herzog war, daß dieser jetzt wenigstens der Kavallerie den Befehl zum Vorrücken erteilte.

General von Hammerstein ging, so berichtet Fr. W. v. Loßberg, „mit der leichten Kavalleriebrigade durch das Defilee, wodurch einzelne Kavalleriegefechte herbeigeführt wurden, die auch kein glänzendes Resultat haben konnten, weil Junot den müßigen Zuschauer machte und weil den persönlich tapferen und im Einzelgefecht so gewandten General von Hammerstein seine Hitze verleitete, nicht längere Linien bei dem Vorgehen aus dem Defilee mit der Kavallerie zu formieren, sondern sofort anzugreifen, sobald sich eine Eskadron aus demselben herausgezogen hatte. Mehrere solcher Angriffe, welche unsere Kavallerie mit

⁵⁾ Das erstmalige Erscheinen Murats am Mittag war dem Gros des Korps entgangen; um so mehr reden alle Berichterstatter von diesem zweiten Auftreten.

dem größten Ungestüm ausführte, wurden von den ihnen entgegenkommenden längeren Linien der Russen abgeschlagen, welche diese Eskadrons sofort in Front und beiden Flanken nahmen, bis endlich das zuletzt das Defilee passierende 2. Husarenregiment, geführt von Oberst von Hefßberg, sich mit seinen 4 Eskadrons in Linie entwickelte, vorging und nicht allein das Gefecht wiederherstellte, sondern den Feind zu einer Bewegung rückwärts nötigte.“

Eine ausführliche Schilderung der Vorgänge beim 2. Husarenregimente verdanken wir dem bei dieser Truppe stehenden Leutnant Rüppell. Aus seiner farbenprächtigen, an packenden Einzelheiten reichen Darstellung soll hier eine Probe gegeben werden, die den vorhin von Loßberg charakterisierten General Hammerstein vorführt.

„Der tapfere General,“ so erzählt Rüppell, „hatte sich allen Attacken angeschlossen und auch jetzt, wo wir wieder vorrückten und dem Feind ganz nahe waren, karakolierte er vor der Brigade herum, um irgendeinen feindlichen Waghals herauszufordern. Es kam auch ein solcher, ein Offizier auf einem herrlichen Pferd. Er führte eine Kosakenpikete, wie sie das erste Glied aller russischen Husarenregimenter hatte, mit sich, ritt einige Volten um den General herum und feuerte sein Pistol auf ihn ab, was aber wirkungslos blieb. Hammerstein, auf einem großen türkischen Schimmel, sein breites Schlachtschwert in der Hand, hatte ruhig den Schuß abgewartet; nun aber stürzte er auf seinen Gegner los und spaltete ihm Tschako und Kopf bis auf die Schulter, so daß er, während Hammerstein sich seines Pferdes bemächtigte, wie ein Sack zur Erde fiel. Unsere Husaren jauchzten ihm ein lautes Bravo entgegen; Hammerstein gab das Pferd einem Husaren, um es hinter die Front zu bringen, und sagte: „Nur ein bißchen Entschlossenheit, und die Kerls könnt ihr alle so bekommen!“

Die tapferen westfälischen Reiter schlugen sich noch lange mit dem dreifach überlegenen Feinde herum. Das Glück wechselte des öfteren. Wenn die Kavallerie aber auf Unterstützung seitens der Infanterie gerechnet hatte, so sah sie sich bitter enttäuscht. Trotz mehrfacher Meldung beim Herzoge blieb dieser auf der Höhe stehen und schickte nur eine Batterie zur Hülfe. General von Ochs stellte ihm immer wieder die Notwendigkeit der Unterstützung des Angriffs vor; allein Junot war zu keinem Entschlusse zu bringen. Welche Seelenkämpfe ein derartiges Verhalten bei dem westfälischen Divisionsgeneral auslösten, muß man bei v. Ochs nachlesen.

Es war schon am Spätnachmittage, als General von Ochs vom Herzog wenigstens die Erlaubnis erhielt, sich mit einigen Bataillonen seiner Division auf den linken Flügel zu begeben, um den Feind aus einem Walde, der die rechte Flanke der feind-

lichen Kavalleriestellung deckte, zu vertreiben. Diese Aufgabe wurde glänzend gelöst.

Als von Ochs dem Herzog melden ließ, daß das die russische Flanke sichernde Waldstück genommen sei und daß man sich durch die Jägergarde mit dem Korps Ney in Verbindung gesetzt habe, schickte Junot endlich vier Voltigeurkompagnien der Kavallerie zum Schutze gegen die feindlichen Scharfschützen zur Hülfe. Nachdem dann noch General Allix hatte Batterien auffahren lassen, die dem Feinde viel Schaden zufügten, ging die Kavallerie aufs neue vor, und so wurden endlich gegen 8 Uhr abends die Russen von dem Schlachtfelde verdrängt. Da Ney und Murat im Zentrum ebenfalls Unterstützung erhalten hatten, wurde der Feind zum Rückzuge auf der Moskauer Straße gezwungen.

„Noch konnte,“ sagt v. Ochs, dem die Darstellung bisher gefolgt ist, „dieses hartnäckige Treffen große Nachteile für die Russen haben, wenn Abrantes eine ernste Verfolgung angeordnet hätte; denn der russische linke Flügel, welcher den Westfalen auf dem sogenannten Heiligen Felde⁶⁾ gegenübergestanden hatte, mußte sich auf sehr schlechten, mit Morästen durchschnittenen Wegen zurückziehen. Der Herzog aber, zufrieden, das Schlachtfeld behauptet zu haben, blieb hier stehen und ließ ringsumher Feldwachen aussetzen.“

Die Behauptung des Generals von Ochs, daß bei ernstlicher Verfolgung noch am Abend manches zu erreichen gewesen sei, findet ihre Bestätigung in der Meldung des Oberstleutnants Boedicker, der am folgenden Morgen mit 300 Mann auf Rekognoszierung hinter dem Feinde hergeschickt wurde. Boedicker fand, daß sich die Russen ungefähr eine halbe Stunde von dem Schlachtfelde auf die schwierigste Weise durch einen Sumpf hatten durcharbeiten müssen, um der Hauptarmee zu folgen. Die Kanonen hatten aus den Lafetten genommen und stückweise auf künstlichen Dämmen von Reisigwellen hinübergeschleift werden müssen; eine große Menge von Pferden staken noch bis an den Hals in dem Sumpf, und viele Verwundete waren in dem kläglichsten Zustande liegen geblieben.

Von den Westfalen war bei diesem ersten Waffengange, wie wir gesehen haben, nur ein Bruchteil ins Feuer gekommen. Die Voltigeurkompagnie des 1. leichten Bataillons war niedergemacht worden; sonst hatte die Infanterie nur geringe Verluste. Die leichte Kavalleriebrigade verlor etwas über 200 Mann.

Daß Napoleon mit dem Resultate des Tages nicht zufrieden war, läßt sich denken. Im Armeebülletin erfuhr Junot gerechten Tadel; ja der Kaiser nahm ihm das Kommando und übertrug es dem General Rapp. Auf Verwenden von Junots Freunden wurde indessen der Befehl zurückgenommen und der unzurechnungsfähige Mensch behielt sein Kommando.

⁶⁾ Walutina Gora; daher der Name der Schlacht.

Der Tagesbefehl verzeichnete zahlreiche Ordensverleihungen; allein das westfälische Armeekorps ging leer aus. „Der Kaiser scheint,“ schreibt v. Lohberg, „uns entgelten lassen zu wollen, daß er uns einen so unbedeutenden Menschen zum General gegeben hat.“

Eine Frucht des unbegreiflichen Verhaltens Junots war es auch, daß die Westfalen bei Smolensk stehen bleiben und Totengräber spielen mußten, während das Hauptheer weiterzog. Die Leichen gingen, wie Giese erzählt, wegen der gräßlichen Hitze schon bald in Verwesung über und gaben einen so schrecklichen Geruch ab, daß die Mannschaften alle Stunde abgelöst werden mußten. Die Beerdigung geschah in kaum anderthalb Schuh tiefen Gräbern, in die die Leichen mit Schaufeln und Hacken herbeigeschleppt wurden. Den gefallenen Offizieren und Soldaten des eigenen Korps erwies man, so gut es ging, die Ehre feierlicher Bestattung.

In der Stadt Smolensk war am 19. der Brand gelöscht worden. Die unversehrten Gebäude hatte man zu Lazaretten bestimmt; sie waren aber überfüllt und reichten bei weitem nicht aus. Conrady gibt uns ein Bild von den Zuständen in der Stadt. „Die unglücklichen Verwundeten lagen zum Teil auf der Straße zwischen Leichen und brennenden Trümmern auf der bloßen Erde, ohne Stroh, ohne Schutz gegen die Nachtkälte oder den glühenden Sonnenbrand am Tage, ohne Verband, ohne Nah- rung und ohne Trank! Hunderte mußten hier qualvoll zu Grunde gehen, da jede Pfllege erlahmte, angesichts der Unmöglichkeit, auch nur dem kleineren Teil zu helfen.

Die Aerzte waren machtlos, da es ihnen an Medikamenten und Verbandzeug in ausreichender Menge vollständig fehlte.

Das war das Bild des Jammers und Entsetzens, welches sich mir bot, als ich am 21. in dienstlichem Auftrage Smolensk betrat, und ich beeilte mich, so sehr ich konnte, aus der Stadt herauszukommen, auf der ein atemberaubender Dunst von schwelendem Holz, brennendem Fleisch und ein verpestender Hauch von Hunderten verwesenden Leichen, die offen herumlagen, lastete.“

In diesen Schreckenstagen bot sich den westfälischen Truppen indes ein Lichtblick, der den längst gesunkenen Mut bei vielen wieder hob. Zum ersten Male seit Beginn des Feldzuges sahen sie nämlich die endlosen Kolonnen des kaiserlichen Heeres auf einem Raum versammelt. Welchen Eindruck der Anblick der Großen Armee auf die Westfalen ausübte, soll uns ein alter Bekannter, der Gardejäger Fleck, erzählen.

„Wir blieben,“ sagt er, „sechs bis acht Tage lang auf dem Schlachtfelde stehen und genossen während dieser Zeit das prächtige Schauspiel, die große französische Armee, und zwar die ganze Zeit hindurch in einem fort, an uns vorübermarschieren

zu sehen. Wir hatten zwar schon hin und wieder einzelne Abteilungen der Großen Armee gesehen; als wir aber die beständig vor unseren Augen hinmarschierenden Regimenter sahen, wie sie alle so schön gerüstet waren und die Augen der Soldaten von Zuversicht und Mut strahlten, als die gewaltigen Schwadronen der herrlich berittenen Kavallerie vor uns hingaloppierten und die unzähligen Feuerschlände an uns vorüberfuhren, da bemächtigte sich eine stille Ehrfurcht unser aller Herzen vor dem Manne, auf dessen Wink diese Tausende von Kriegern sich in Schlacht und Tod, in alle Mühseligkeiten eines gefährvollen, langwierigen Feldzuges stürzten. Niemand von uns dachte daran, daß diese herrliche Armee in wenigen Wochen ein Bild des Elends, der Auflösung und Verwirrung darbieten könnte, obgleich schon jetzt ein Sechstel davon durch Schlachten, mühselige Märsche, Hunger, Durst und Hitze umgekommen war. Noch immer hatte Napoleon triumphiert, noch immer ritten Generale wie Murat, Ney, Eugen an der Spitze ihrer Korps, und dieses Heer, das an uns vorübermarschierte, hatte seit 16 Jahren stets den Sieg an seine Fahnen zu fesseln gewußt. Wer konnte in diesem Falle voraussehen, daß sich auf einmal das Blatt so schrecklich wenden, daß das Schicksal, das so lange nur freundlich seinem Günstling Napoleon gelächelt, mit raschem Schlage die Frucht so vieler gewonnenen Schlachten vernichten würde? Niemand von uns dachte hieran; unser Mut und unsere Zufriedenheit, die durch die mannigfachen Mühseligkeiten und Beschwerden oft genug gelitten hatten, kehrten wieder zurück bei dem Anblicke der Großen Armee; wir vergaßen, daß wir unter dem Besieger Deutschlands kämpften; wir sahen in Napoleon den gewaltigen Helden des Jahrhunderts!“

3.

Die Schlacht bei Borodino.

Am 24. August und den folgenden Tagen brach das 8. Armeekorps in einzelnen Kolonnen aus der Smolensker Gegend auf, um als Nachhut hinter der Großen Armee der Moskauer Straße zu folgen.

Die Hauptarmee hatte inzwischen ihren Marsch auf Dorogobusch, Semlewo, Wiäsmä und Schatsk fortgesetzt. Gefechte von großer Bedeutung fielen nicht vor, da die Russen ihrem seit Beginn des Feldzuges geübten Prinzip treu blieben, alle Magazine an der Heerstraße in Brand steckten, die Felder nach Möglichkeit verwüsteten und im übrigen jedem Gefechte auszuweichen suchten.

Litten die zuerst marschierenden Truppen schon unter diesen Umständen, so war das in um so höherem Maße bei der Nachhut, also den Westfalen, der Fall. Diese Unglücklichen trafen gewöhnlich am Abend da ein, wo am Morgen die kaiserlichen Gardes aufgebroschen waren. Requisitionszüge von 2—3 Stunden zur Seite blieben gewöhnlich fruchtlos, da man meistens auf das hier marschierende 4. oder 5. Armeekorps stieß. So mußte man schließlich starke Kommandos 5—6 Stunden seitwärts schicken, um Lebensmittel aufzutreiben. Das galt auch für die Fourage, die um diese Zeit nur aus dem frisch vom Felde geschnittenen Roggen bestand. Daß die Gegend, durch die man zog, wasserarm war, erhöhte noch das Mißliche der Lage. „Schlimmer noch als der Hunger,“ erzählt Conrady, „war der Durst, der namentlich die Infanterie in einer Weise folterte, daß sogar Offiziere, wie ich selbst gesehen habe, ihren Durst mit ihrem eigenen Urin löschen wollten.“

Als eine ganz besonders schreckliche Qual ist den meisten Augenzeugen der entsetzliche Staub in Erinnerung geblieben, der die ganze Gegend oft tagelang erfüllte und so dicht war, daß es z. B. für die ermattet zurückgebliebenen Nachzügler nach v. Wchs' Ausjage fast unmöglich wurde, ihre Truppe wiederzufinden. Leutnant Giese und der Musikus Krollmann versichern, der durchglühete Staub, der in alle Poren drang, sei in so dichten Wolken aufgewirbelt, daß man selbst seinen Vordermann im Gliede nicht erkennen konnte.

Die große Moskauer Straße, über die sich die Kolonnen weiterwälzten, bot allmählich einen entsetzlichen Anblick dar.

fr. W. von Loßberg, der am 30. August wegen Unwohlseins hinter der Truppe hatte zurückbleiben müssen, erzählt darüber: „Ich folgte dem Armeekorps erst einige Stunden nach dem Abmarsche zu Pferde, welches mir Gelegenheit gab, die Unordnung und das Elend hinter demselben näher zu beobachten. Wie vielen Wagen, Kibitken, Viehherden und Traineurs von allen Nationen, einzeln und in größeren Haufen, von welchen letzteren viele zu sterben im Begriffe waren, und die mehrtheils auf erbärmlichen Pferden saßen, begegnete ich nicht! Und wenn ich nicht die große Straße nach Moskau gesehen hätte, so würde es nur bedurft haben, dem Geruche zu folgen, indem ich wenigstens alle 100 Schritt auf ein gefallenes Pferd oder auf ein Stück Vieh stieß, was geschlachtet worden war und dessen Gedärme auf der Straße lagen; auch selbst bei jedem Dorfe oder einzelnen Hause fand ich tote unbeerdigte Menschen von Freund und Feind, welche zu begraben man sich nicht die Mühe gegeben hatte.“

Um mich im Schatten auszuruhen und Kaffee zu trinken, zu dessen Bereitung mein Bedienter alles bei sich führte, stieg ich bei einem Gebäude vom Pferde, welches ich aber so zerstört und so unflätig und so voll von Nachzüglern aller Armeekorps fand, daß ich mich in einiger Entfernung davon auf einen Rasenplatz neben einem toten, ganz nackten Menschen niederließ und dabei so abgestumpft gegen alle anderen Gefühle war, daß ich nur einzig und allein mich dem angenehmen Gedanken zu überlassen vermochte, wie gut es doch sei, daß derselbe noch nicht in Säulnis übergegangen, weil ich sonst meinen Kaffee in der brennenden Sonnenhitze hätte trinken müssen.“

In stundenweitem Umkreise erblickte man brennende oder bereits niedergebrannte Dörfer, die teils von den Russen, meistens aber von den Franzosen aus Leichtsinne oder Unvorsichtigkeit angezündet worden waren. Die Hauptschuld an diesen Bränden trugen die Nachzügler oder Marodeure, die die in den russischen Wohnungen befindlichen Backöfen zum Brotbacken benutzten und das Feuer nicht wieder löschten oder, was ebenfalls häufig genug vorkam, die Häuser aus Mergel in Brand setzten, wenn sie darin keine Vorräte mehr fanden. Die adligen Schlösser und Sommeritze links und rechts der Landstraße wurden furchtbar verwüstet; was darin den Flammen nicht zum Opfer fiel, wurde von den plündernden Truppen in wilder Wut zertrümmert.

In den großen Städten, wie Dorogobusch, Wiäzma und Gschatsk hatten die notleidenden Westfalen Vorräte an Lebensmitteln zu finden gehofft; allein auch hier hatte bei ihrem Eintreffen meistens schon der Brand gewüthet, und die Magazine waren geleert. So sah man sich immer wieder auf Beutezüge in die Umgegend angewiesen, die durchaus nicht gefahrlos waren, da kleinere Seitenkommandos von erbitterten russischen Bauern und Kosaken in den Wäldern überfallen und aufgehoben wurden.

Im westfälischen Armeekorps schob man die Schuld an all diesen Uebelständen auf Junot; denn daß man den schlechtesten Platz in der Kolonne erhalten hatte, wurde ganz allgemein als Strafe für Junots Verhalten bei Walutina-Gora aufgefaßt.

Eine Hoffnung lebte nur noch im Herzen der verzweifelnden Soldaten: Moskau! Mit Sehnsucht sah man, wie v. Ochs erzählt, nach jedem WerstENZEIGER, um festzustellen, um wieviel man sich dem ersehnten Ziele genähert hatte.

Ehe man aber die Stätte, wo alle Not und alles Elend ein Ende haben sollte, erreichte, galt es einen Entscheidungskampf zwischen der russischen und französischen Streitmacht. Am 30. August kam aus dem kaiserlichen Hauptquartier Nachricht an Junot, daß auf russischer Seite ein Wechsel im Oberkommando eingetreten und nunmehr eine Schlacht zu erwarten sei.

Barclay de Tolly, der durch stetes, vorsichtiges Zurückweichen den Feind unter unsäglichen Opfern an Menschen und Tieren immer tiefer ins Land und von seinen Hilfsquellen fortgelockt hatte, war in Ungnade gefallen. Die Kriegspartei am russischen Hofe hatte ihn, den Ausländer¹⁾, gestürzt und durchgesetzt, daß dem Türkeibesieger Kutusow²⁾, dem Liebling der altrussischen Partei, der Oberbefehl übertragen wurde. Kutusow sollte den russischen Waffenruhm retten und Moskau, die heilige Stadt, schützen.

Die Aussicht auf eine Entscheidungsschlacht wirkte auf die Stimmung der westfälischen Truppen ungemein günstig ein. „Sie wurden,“ erzählt Conrady, „heiter, machten ihre langunterlassenen Späße und klagten nicht mehr über die Entbehrungen. Die Entscheidungsschlacht mußte ihnen, wie sie zuversichtlich hofften, den Sieg und damit die Erlösung von allen Leiden bringen. Dem Einmarsch in die alte Zarenstadt Moskau, von der sie sich eine märchenhafte Vorstellung machten, stand dann nichts mehr im Wege. Deshalb waren sie auch entschlossen, zu siegen oder zu sterben.“

Junot mußte genauen Rapport über die Vorräte an Munition sowie die schlagfertige Stärke des Armeekorps an das kaiserliche Hauptquartier einsenden; auch verlangte man Listen aller Detachements, die in den nächsten Tagen noch beim Korps eintreffen konnten.

Ueber die Stärke der Truppe schreibt Lohberg: „Wir werden, da uns 1600 Mann (die Kürassierregimenter und 2 Bataillone Infanterie) fehlen, noch zirka 8400 Kombattanten in Reihe und Glied haben, wonach das 8. Armeekorps, welches mit 19 000

¹⁾ Er war in Livland geboren und, wie schon sein Name andeutet, schottischer Herkunft.

²⁾ Kutusow ist meisterhaft charakterisiert in Tolstoj's Roman „Krieg und Frieden“, der die Zeit um 1812 vom russischen Standpunkte aus behandelt.

Mann die Weichsel erreichte, schon 9000 Mann seit der Zeit verloren hat.“³⁾

Am 4. September marschierten die Westfalen durch Gschatsk und bezogen jenseits ein Biwak, in dem sie den 5. September als Ruhetag verbrachten.

Die Staubplage war seit einigen Tagen durch ergiebigen Regen beseitigt worden. In der fruchtbaren Gegend, in der man sich jetzt befand, erholten sich auch die mageren Viehherden, die einzelne Regimenter noch besaßen, wieder an dem saftigen Grün der Weiden. Auch Lebensmittel wurden an die Truppen verteilt.

Da der 7. September als Schlachttag bestimmt war, brach das westfälische Korps in der Frühe des 6. aus Gschatsk auf und kam nach zehnstündigem Marsche bei dem Dorfe Doronino an, wo ihm links von der Straße, in gleicher Höhe mit dem 3. Korps, Biwakplätze angewiesen wurden.

Die Lebensmittel gingen schon wieder zur Neige. Musikmeister Klinckhardt z. B. erzählt, daß er sich hungrig zum Schlafe niederlegte und freudig überrascht war, als ein Husar ihn um Mitternacht weckte und ihn von einer allerdings stark nach verdorbenem Mehl schmeckenden Suppe mitessen ließ. Oberstleutnant Boediker versichert sogar, daß die Mannschaften einzelner Regimenter und Bataillone am Morgen der Schlacht nicht die geringsten Nahrungsmittel zu sich genommen hatten und völlig nüchtern in den Kampf ziehen mußten.

Wie sehr man sich auf westfälischer Seite nach dem Entscheidungskampfe sehnte und wie fest man an den Sieg glaubte, zeigen folgende Zeilen aus einem Briefe, den Loßberg am Vorabend der Schlacht an seine Gattin schrieb:

„Meine Wünsche sind, daß Kutusow konsequent bleibe und nicht plötzlich zu dem Verfahren seines Vorgängers wieder übergehe, sowie auch, daß wir Westfalen gut geführt werden. Mit diesem Gedanken will ich, unserm Glück vertrauend, einschlafen und den morgenden Tag erwarten, aber noch die Bemerkung hinzufügen, wie ich die feste Ueberzeugung habe, daß in der ganzen vereinigten Armee auch kein Mann sich befindet, der nur im entferntesten annimmt, daß wir geschlagen werden könnten.“

Ein ganz besonders packendes Stimmungsbild vom Vorabende des schicksalschweren Tages verdanken wir dem Paderborner Infanteriehauptmann Einsingen. „Der dumpfe Lärm des Lagers,“

³⁾ Die Kürassierregimenter waren, wie wir von früher wissen, vom Armeekorps getrennt und Latour-Maubourg zugeteilt worden. Dieser hatte gesonderte Aufträge ausgeführt, seitdem Jerome das Flügelheer verlassen hatte, traf aber bei Smolensk und bei Borodino wieder mit der Großen Armee zusammen und begleitete sie später nach Moskau, während das westfälische Korps nicht dorthin gelangte.

Die von Loßberg erwähnten 2 Bataillone Infanterie waren als Besatzung in Dorogobusch und in Wiäzma geblieben; in dem letzteren Orte außerdem noch 200 Husaren. Ein drittes Bataillon blieb kurz darauf noch in Gschatsk. — Frh. v. d. Osten-Sacken berechnet die Zahl der Westfalen bei Borodino auf 8500.

sagt er, „verstummte nach und nach. Hier hörte man noch einen Adjutanten reiten, dort ein Pferd wiehern, da wieder einen kurzen Befehl; aus der Ferne schallte mitunter ein Schuß, sonst war es still, die Natur hatte ihr Recht gefordert, der Schlaf lag auf den beiden feindlichen Armeen. Ich saß noch lange wachend bei meiner Kompagnie, sah auf die Lagerfeuer, die bei Freund und Feind brannten, so weit mein Auge reichte.

Die heißersehnte Hauptschlacht sollte der morgende Tag nun bringen und mit ihr, so stand unsere Hoffnung, Sieg und Ehren, Ende unserer Not und Rückkehr in die Heimat. Ich kann nicht sagen, daß mich Todesahnungen beschlichen hätten. Der Gedanke, daß ich in diesem Kriege fallen könnte, war mir seit Ausbruch desselben so nahe, so bekannt, daß er auch am Vorabend der Schlacht nicht sonderlich hervortrat. Das Gefühl durchdrang mich, daß für das Ganze etwas Gewaltiges, Vernichtendes bevorstand, und dies lenkte meinen Sinn auf meine Leute. Da lagen sie auf dem kalten, harten Boden schlafend um mich her. Ich kannte sie alle gut, hatte so oft von ihnen den Beweis des Zutrauens, Zeichen ihrer Anhänglichkeit empfangen, und wie mancher Brave von ihnen wird den morgenden Abend nicht erleben, wie viele von ihnen werden morgen zerschossen und blutend auf der Wahlstatt liegen! Da kam wohl leise der Wunsch, die Russen möchten wieder ohne Gefecht in der Nacht abziehen — doch die Not der letzten Wochen war zu groß; lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende; nur in der Schlacht, in dem Sieg liegt unser Heil!“

Die Nacht war bitterkalt. Schon vor Tagesanbruch wurden die Soldaten durch heftiges Infanterief Feuer vom linken Flügel her geweckt. Die Truppen erhielten Befehl, die Staatsuniformen anzulegen und sich zum Kampfe vorzubereiten.

Als zwischen 5 und 6 Uhr die Sonne aufging, begann auf der ganzen Linie der furchtbarste Kanonendonner. Vom kaiserlichen Lager herüber schallte Feldmusik und Trommelschlag, und mit klingendem Spiel rückten die einzelnen Korps in ihre Positionen.

Ueber die Aufstellung der beiderseitigen Streitkräfte und den allgemeinen Verlauf der Schlacht lesen wir bei v. Ochs folgendes:

„Die russische Armee, 110 000 Mann stark⁴⁾, hatte eine Meile diesseits Moschaisk eine vorteilhafte Stellung eingenommen. Der rechte Flügel, den Bach Kalotscha vor sich, lehnte sich hinter Borodino an einige Anhöhen über der Moskwa, der linke Flügel an einen dichten Birkenwald; vor der Front waren mehrere Erdriffe, am linken Flügel viel Gehölz; in aller Eile hatten die Russen eine Menge Schanzen⁵⁾ sowohl in der Schlachtlinie selbst, als vor den Dörfern Borzi und und Semenowskoie aufgeworfen.

⁴⁾ Nach v. d. Oiten-Säden 103800 Mann ohne Milizen.⁷

⁵⁾ Die bedeutendste war die sog. Große oder Nagewätschchanze.

Die französische Armee zählte in der Schlacht vom 7. September 120 000 Mann⁶⁾ unter den Waffen. Der Fürst Poniatowsky bildete mit dem 5. Korps den rechten Flügel und sollte auf der alten Smolensker Straße jenen Birkenwald umgehen, um dem russischen Heere in die linke Flanke zu fallen. Marschall Davout stand ihm mit dem 1. Korps zur Linken und sollte den russischen linken Flügel in der Front angreifen; Marschall Ney stand mit dem 3. und 8. Korps, sowie der König von Neapel mit fast sämtlicher Kavallerie, rechts der Kalotscha, im Zentrum; der Vizekönig hatte mit dem 4. Korps den linken Flügel bei Borodino, die kaiserlichen Garden wurden in Reserve aufgestellt.

Die Schlacht, welche zwölf Stunden lang ununterbrochen wütete, und in der von jeder Seite 600 Geschütze⁷⁾ spielten, war vielleicht die blutigste der neueren Zeit. Die meisten der von den Russen aufgeworfenen Schanzen wurden morgens von den Franzosen genommen, am Mittage aber größtenteils wieder verloren. Poniatowsky vermochte nicht, auf dem rechten Flügel bedeutende Fortschritte zu machen. Der Vizekönig nahm auf dem linken Flügel zwar Borodino weg; seine Angriffe auf Gorki scheiterten aber an der festen Stellung und der Tapferkeit des Feindes. Napoleon befahl dem Könige von Neapel, das russische Zentrum, in welchem eine Menge großer, durch Kavallerie und Artillerie hinlänglich gedeckter Karrees gebildet waren, mit der Kavallerie zu durchbrechen; allein auch diese Angriffe mißlangen fast sämtlich an dem unerschütterlichsten Widerstande. Erst gegen 5 Uhr abends, als die feindlichen Reihen durch das Geschützfeuer gelichtet, sämtliche Schanzen von den Franzosen nach einem ungeheuren Verluste erobert und der russische linke Flügel aus dem Walde geworfen war, entschloß sich Kutusow, das Schlachtfeld zu verlassen.“

Indem wir uns nunmehr den besonderen Erlebnissen unserer westfälischen Landsleute an jenem denkwürdigen Tage zuwenden, soll W. von Conrady uns den Beginn des Kampfes und die Stimmung der Westfalen schildern:

„Langsam begann der Tag zu dämmern. Es war 5 Uhr morgens. Nur noch wenige Augenblicke, und der Kampf sollte beginnen. Bald nach 5 Uhr dröhnten die ersten Kanonenschüsse von der rechten Flügelbatterie, obwohl noch kaum etwas zu sehen war, und sofort eröffneten alle anderen französischen Geschütze ein Höllengeheul auf die russischen Stellungen. Diese schwiegen und antworteten erst in gleichem Ton, als es heller geworden war. Während der Kanonade, die Himmel und Erde

⁶⁾ 124 000 Mann nach v. d. Osten-Sacken.

⁷⁾ Auf französischer Seite standen (v. d. Osten-Sacken) 487 und auf russischer 637 Geschütze.

erzittern ließ, begannen nun unsere Korps langsam ihren Vormarsch. Zuerst das 5. Korps Poniatowsky, welches den weitesten Weg hatte, in der Richtung auf Utiza, um den feindlichen linken Flügel zu umfassen; dann folgten die Divisionen Compans und Desair, welche die großen Schanzen bei Semenowskoie nehmen sollten.

Am 7 Uhr erhielt das 3. Korps Ney den Befehl zum Vorgehen. Diesem hatte das 8. Korps als Rückhalt zu folgen. Ich muß hier nachholen, daß General Junot am Morgen unser Korps dem Kaiser en parade vorführen wollte, um einen guten Eindruck zu machen. Der Kaiser kümmerte sich aber nicht nur nicht um ihn, sondern verdamnte ihn sogar zur Untätigkeit, indem er unsere Kavallerie dem König von Neapel⁸⁾, die Infanterie Ney unterstellte. Junot war sehr beleidigt, mußte sich aber fügen. Er konnte jetzt wenigstens nicht wieder Unheil anrichten. Ney und Murat aber nahmen uns gern unter ihr Kommando, und wir waren stolz, unter so berühmten Führern kämpfen zu können. Deshalb machte der Tagesbefehl, den Napoleon seiner Gewohnheit gemäß vor jedem großen Ereignisse an die Truppen richtete, guten Eindruck und wurde mit einem kräftigen „Vive l'empereur“ aufgenommen.

Er lautete:

Soldaten!

Die Schlacht ist da, die Ihr so sehnlich gewünscht habt! Jetzt ist's an Euch, den Sieg zu erringen! Wir brauchen ihn; er bringt uns Ueberfluß, gutes Winterquartier, schnelle Rückkehr in das Vaterland. Kämpft wie bei Austerlitz, Frieland, Witepst und Smolensk! Mögen dann die spätesten Enkel Eure Taten an diesem Tage preisen; möge es von Euch heißen: Auch er war in der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau!“

Die Ereignisse beim westfälischen Armeekorps in jener „blutigsten Schlacht seit der Erfindung des Schießpulvers“ finden wir im Zusammenhange klar und übersichtlich bei v. Ochs dargestellt. Dort lesen wir folgendes:

„Die Infanterie marschierte hinter dem in Kolonne stehenden 3. Armeekorps in zwei Linien auf. Das 3. Korps nahm anfangs der Schlacht mehrere vorwärts von Semenowskoie gelegene Redons weg, und während sich die Russen um deren Wiederbesitz schlugen, marschierten die Westfalen rechts des 3. Korps auf, und Marschall Ney leitete nun selbst ihre Bewegungen.

Da die Angriffe des Marschalls Davout sowohl als jene des Fürsten Poniatowsky am Widerstande des Feindes scheiterten, so erhielten die Westfalen noch zugleich die Bestimmung, sie zu unterstützen und die Lücke zwischen diesen beiden Korps am rechten Flügel auszufüllen. Die 1. Brigade der 1. Division unter Ge-

8) Die beiden Kürassierregimenter blieben unter Latour-Maubourg.

neral Damas wurde daher gegen den am feindlichen linken Flügel liegenden Wald detachiert, um denselben wegzunehmen. Während des Vorrückens machten mehrere Kürassierregimenter, welche die russischen Angriffe auf die Verschanzungen deckten, heftige Chöts auf die Westfalen, um ihnen das Vorgehen zu verwehren. Diese wurden zwar dadurch im Vorrücken aufgehalten, bildeten aber schnell Karrees und schlugen die Angriffe der zahlreichen Kavallerie mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit ab, so daß dieselben nicht wiederkehrten. Die westfälische Artillerie wirkte hierbei kräftig mit. Die 1. Division vertrieb nun den Feind aus jenem Walde und behauptete sich fortdauernd darin, indem sie die Verbindung mit den Polen bewerkstelligte, die hinter diesem Walde gegen Utiza vorgerückt waren. General v. Ochs, welcher mit der 2. Division bisher hinter den Verschanzungen zu deren Deckung gestanden hatte, rückte jetzt in die Ebene herab. Oberstleutnant von Kauschenplatt war mit dem 1. leichten Infanteriebataillon an der Spitze und wurde sogleich durch ein starkes feindliches Kavallerieregiment angegriffen. Er brachte demselben aber auf geringe Entfernung ein so wirksames Bataillonsfeuer bei, daß es mit vielem Verluste umkehrte. General v. Ochs folgte nun mit den westfälischen Garden und nahm durch weitere erfolgreiche Angriffe von der Ebene Besitz.

Nachdem das 3. Armeekorps alle Verschanzungen bei Semenowskoie wieder erobert hatte, erhielt Ney nachmittags gegen drei Uhr den Auftrag, die feindliche Linie links jenes Waldes unweit Semenowskoie zu durchbrechen; die Russen aber, welche die diesseitige Absicht erraten mochten, zogen viele Massen auf diesem Punkte zusammen, und es begann nun ein mörderischer Kampf. Besonders zerstörend wirkte das feindliche Artilleriefeuer; das mit Büchsen bewaffnete westfälische Jäger-Karabinierbataillon mußte daher auf Neys ausdrücklichen Befehl in ausgedehnter Ordnung bis nahe an die russischen Batterien vorgehen, um durch gut gerichtetes Feuer die feindlichen Kanoniere zu töten. Die Russen wiederholten ihre Kavallerieangriffe, welche aber abgeschlagen wurden; die 2. Brigade unter General von Borstel ging in Angriffskolonne einer feindlichen Infanterielinie entgegen und trieb sie zurück, so daß die Russen sich auf die Behauptung eines etwas mehr rückwärts gelegenen Holzes beschränkten. Die auf einer Anhöhe in diesem Walde aufgestellten Batterien, sowie eine große Anzahl darin verdeckt stehender Scharfschützen schienen aber nicht weichen zu wollen und fügten den Westfalen vielen Schaden zu. Ney trug daher dem General von Ochs auf, diesen Wald stürmend zu nehmen. Da die Generale der 1. Division tot oder verwundet waren, so verließ Ochs mit Genehmigung des Marschalls die 2. Division und begab sich zu der dem Walde am nächsten stehenden 1. Brigade der 1. Division. Er führte nun an deren Spitze, den Oberstleutnant Jungkurt vom 6. Linienregiment an seiner Seite, im Sturmschritte diese

Brigade in jenen Wald, verjagte daraus, unter dem heftigsten Widerstande, den Feind und nahm die Anhöhe weg, von welcher das feindliche Geschütz eiligst abzog. Die übrigen Westfalen folgten und der russische linke Flügel verließ nach Verlust dieses wichtigen Stützpunktes das Schlachtfeld. Dieser letzte Angriff, welcher gegen fünf Uhr abends stattfand, kostete viel Menschen, war aber entscheidend. Auf jener Anhöhe konnte man übersehen, daß die Schlacht gewonnen war. Dem kämpfenden Krieger erweckte diese Ueberzeugung am Abend eines so blutigen Tages Gefühle, welche sich nicht schildern lassen.

General von Hammerstein hatte mit den drei leichten Kavallerieregimentern fortwährend im Zentrum der 1. Linie gehalten und mehrere erfolgreiche Angriffe gemacht. Nur jene auf die starken russischen Karrees mißglückten, gleich denen der französischen Kavallerie, weil das Terrain zu ungünstig war und die Choks durch das zu öftere Wiederholen ihre Haltung verloren. Die westfälische Kürassierbrigade hatte rühmlichen Anteil an der zweiten Wegnahme der Hauptchanze im Zentrum."

Dieser klaren, aber ungewöhnlich bescheidenen und prunklosen Gesamtdarstellung soll jetzt die Schilderung von Erlebnissen einzelner Abteilungen ergänzend zur Seite treten.

Eine interessante Einzelszene vom frühen Morgen, als die Westfalen noch nicht ins Feuer vorgerückt waren, erzählt uns der Gardejäger Fleß.

"Wir Jäger standen am Flügel der Armee; seit Sonnenaufgang brüllten die Kanonen und rasselten viele von unserm Bataillon hinweg. Wir standen unbeweglich; denn wir mußten des Kaisers warten, der uns noch mustern wollte. Endlich kam er denn auch mit glänzendem großen Gefolge auf uns zugeritten und stieg ab. — Wir mußten das Gewehr präsentieren und die Glieder öffnen, und er besah fast Mann für Mann, nahm hin und wieder eine Büchse und prüfte genau deren Einrichtung. Währendem wurden wir von Kanonen stark beschossen; er schien es jedoch nicht zu bemerken, obgleich dreißig und mehr Mann von uns fielen. In den rechten Flügel meiner Kompagnie fiel eine Haubitze und riß zwei Jägern, die im vorderen Gliede standen, je einen Arm weg und einem dritten im Gliede dahinter den halben Unterleib. Der Kaiser setzte unterdes ruhig seine Musterung fort. Als er alles genau betrachtet hatte, setzten wir uns in Bewegung."

Conrady schildert uns besonders die Taten der ersten Division beim wiederholten Stürmen des am feindlichen linken Flügel gelegenen Waldes.

An eine Leitung des Gefechtes war nach seiner Aussage in dem unübersichtlichen Gehölze nicht zu denken; die Verbände lockerten sich mehr und mehr, und jedes einzelne Häuflein kämpfte seinen eigenen Kampf. Wunder der Tapferkeit wurden hier berichtet. Als ein ganz eigentümliches Gefühl bezeichnet er es, so

im tiefen Walde Einzelgefechte zu liefern, ohne zu wissen, wie es sonst um die Schlacht stand. Was sollte aus ihnen werden, wenn links und rechts die Russen siegten? Sie waren rettungslos abgeschnitten und verloren! — Auch Lohberg und Einsingen halten die wiederholten Waldgefechte des Tages für besonders aufregend. In dem dichten Gehölz waren russische und französische Truppen in unbeschreiblicher Verwirrung durcheinander. Jeder Ueberblick fehlte, und Freund schoß oft auf Freund.

Die westfälischen Jäger, die, wie bereits erzählt, auf Neys Befehl bis an die feindlichen Batterien vorgehen mußten, hatten besonders große Verluste. Von einem einzigen wohlgezielten Kartätzenschusse aus der Flanke fielen nach Flecks Aussage 35 Mann seines Bataillons, und ebensoviele wurden verwundet. Die wackeren Jäger hatten außerdem noch das besondere Mißgeschick, im Laufe des Tages wegen ihrer grünen Uniform von einem westfälischen leichten Bataillon für Russen gehalten und beschossen zu werden. Zum Glück war die Entfernung groß, und nur wenige wurden getroffen.

Ueber die Taten der westfälischen Kavallerie am Tage von Borodino fehlt leider jede ausführliche Darstellung von Mitkämpfern.

Ein so ausgezeichnete Erzähler wie Leutnant Rüppell vom 2. Husarenregiment war bei Smolensk in Gefangenschaft geraten und hatte also die Schlacht nicht miterlebt. Fritz Baumann, Rittmeister bei der Chevaulegers-Garde, der ebenfalls befähigt gewesen wäre, uns ein Bild von den furchtbaren Reiterkämpfen zu geben, die für Borodino charakteristisch sind, schweigt sich über den Verlauf der Schlacht völlig aus, da sie schon genugsam besprochen worden sei. Der einzige, der ein paar unklare Andeutungen über den Anteil seines Regiments macht, ist Musikmeister Klinckhardt vom 2. Husarenregimente. Er spricht von einem gewaltigen Kampfe um eine russische Schanze, bei dem fast sein ganzes Regiment aufgerieben wurde, und einem Karriere-ritt von 20 000 Reitern. — Seine Angaben über den Zustand der Großen Schanze sollen später zitiert werden.

Auch bei der schweren westfälischen Reiterei, d. h. den beiden Kürassierregimentern vom Korps Latour-Maubourg, hat sich ein Herold ihrer Taten in den eigenen Reihen nicht gefunden. Doch sind wir über die Geschehnisse bei dieser Truppe von anderer Seite unterrichtet. Freiherr Roth von Schreckenstein, damals sächsischer Souslieutenant⁹⁾, hat die Kämpfe der Division Lorge,

⁹⁾ Der Zufall hat gewollt, daß Schreckenstein in späteren Jahren in besonders enge Beziehung zu Westfalen kam. Er wurde nämlich in preussischer Zeit kommandierender General des VII. Armeekorps und hat in Münster sein wichtiges Werk über „Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa (Borodino)“ geschrieben. — In der westfälischen Hauptstadt hat er dann auch (1858) sein Grab gefunden. Die sympathischen Züge des tapferen Soldaten — seine lebensgroße Figur in Bronze liegt auf einem Sarkophage ausgestreckt — sind jedem Besucher des Ueberwasserkirchhofes in Münster vertraut.

der außer zwei sächsischen und einem polnischen auch die westfälischen schweren Reiter angehörten, ausführlich geschildert.

Wie Schreckenstein erzählt, wurde vor 6 Uhr morgens zum Aufsitzen kommandiert. Selbst Franke Offiziere, die zu Wagen angelangt waren, bestiegen ihre Pferde, um am Ehrentage der Truppe nicht untätig zu sein.

Frohen Mutes zog man an dem phantastisch gekleideten Könige von Neapel, dem Oberkommandeur der vier Kavalleriekorps, vorüber, um sich hinter den Korps von Davout und Ney aufzustellen. Als diese beiden Korps in die Schlacht eingriffen, rückte man langsam vor. General von Lepel mit der westfälischen Kürassierbrigade machte den Schluß der Division Lorge. Die drei andern Kavalleriekorps unter Mansouty, Montbrun und Grouchy waren bereits am Kampfe aktiv beteiligt. Allmählich richtete die feindliche Artillerie in den Reihen der unbeschäftigten, nur schrittweise vorrückenden Division Lorge großen Schaden an. So fiel schon jetzt, vor Eröffnung des Kampfes, General Lepel, dem der linke Arm ganz nahe am Leibe so zerschmettert wurde, daß nichts mehr davon zu sehen war. Nach Aussage des sächsischen Premierleutnants Meerheim¹⁰⁾ soll er, ritterlichen Sinnes, im Sterben noch die von ihm angebetete Königin von Westfalen haben hochleben lassen.

Seit Stunden war die Schlacht auf der ganzen Linie entbrannt. In weiter Ferne sah man die ersten, mißlingenden Angriffe auf die Rayewskyschanze vor sich, so wie man in aller Frühe den Kampf bei dem Dorfe Borodino hatte wahrnehmen können.

Gegen 10 Uhr endlich rückte das 4. Kavalleriekorps hinter der Infanteriedivision Friant gegen das Dorf Semenowskoie vor. Gerade als die Division Lorge in der Niederung des ausgetrockneten Kamenkabaches in etwa Schutz gegen das feindliche Feuer gefunden hatte, kam der Befehl des Korpskommandanten Catour-Maubourg zum Sturm auf die Anhöhe von Semenowskoie. Die sächsische Brigade führte; ihr folgten unmittelbar die westfälischen Kürassiere. Große Schwierigkeiten hatte man beim Durchreiten des stellenweise sumpfigen Semenowskagrundes, und außerdem standen die stürmenden Reiter stets unter wirksamem Artilleriefeuer. Von dem hochgelegenen, in hellen Flammen stehenden Dorfe kamen ihnen Abteilungen der Infanteriedivision Friant, die den ersten Sturm unternommen hatte, aufgelöst entgegen. Die sächsische Kavallerie überritt, auf dem Plateau angekommen, mehrere Infanteriekarrees und trieb feindliche Dragoner in jäher Flucht vor sich her, mußte dann aber vor überlegenen russischen Hilfskräften zurückweichen. Die westfälischen Kürassiere, die inzwischen ebenfalls auf ein Infanteriekarree gestoßen und erfolgreich gegen russische Kavallerie vorgegangen waren, schafften den

¹⁰⁾ Bei Holzhausen findet man Meerheims interessante Schilderung der Kavalleriekämpfe abgedruckt.

zurückweichenden Sachsen Raum und Zeit zum Rangieren. Nachdem dann französische Infanterie auf der Höhe angelangt und somit der Besitz des Dorfes gesichert war, erhielten die sächsischen und westfälischen Reiter Befehl, bis an den Abhang der Höhe zurückzugehen. Die Schwadronen waren arg gelichtet. Die Westfalen beklagten besonders den Verlust des Obersten von Gilta, der an Lepels Stelle das Kommando übernommen hatte.

Etwa 150 Schritte links vom Dorfe hielt man an. Später wurden einzelne Bewegungen angeordnet, die die Division im Schritt links seitwärts brachten, so daß man sich vom Dorfe entfernte und der Rayewskyschanze näher zu stehen kam. Von 1—3 Uhr sind die braven Reiter ununterbrochen dem Geschützfeuer dieser Schanze ausgesetzt gewesen und haben entsetzliche Verluste erlitten, ohne vom Platze weichen zu dürfen.¹¹⁾

„Ich möchte behaupten,“ sagt Roth von Schreckenstein, „daß die Kriegsgeschichte kaum ein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat. Untätiges Ausharren im wirksamen Kanonenfeuer, wie es hier Napoleon seiner Kavallerie zumutete, gehört unter die schwierigsten und unangenehmsten Aufgaben. In wieweit es möglich war, solches untätige Ausharren zu vermeiden, muß ich dahin gestellt sein lassen. Da der größte Feldherr seiner Zeit es für notwendig erachtete, seine Kavallerie so und nicht anders zu verwenden, so halte ich mich nur befugt, hier schließlich zu bemerken, daß ich am andern Morgen vielfach die Art, wie Napoleon die Kavallerie geopfert hatte, tadeln hörte; daß aber meist dem König von Neapel die Schuld beigemessen wurde.“

Inzwischen war der Nachmittag herangerückt; die Mannschaft speiste, während fortwährend Leute totgeschossen wurden, den seit Monaten im Mantelsack mitgeführten eisernen Bestand an Zwieback auf. Gegen 3 Uhr löste sich die allgemeine nervöse Spannung. Man sah, wie die Infanterie des Vizekönigs von der Einmündung des Semenowskabaches in die Kolotscha her vorrückte; die Reiterdivision Chastel folgte ihr auf dem linken Flügel, und auf dem rechten Flügel eilte ein Teil des 2. Kavalleriecorps, von Caulincourt geführt, der Infanterie voraus. Wie man sah, galt es einen letzten Sturmangriff auf die Rayewskyschanze, an die das Zentrum der Russen sich anlehnte und von der die letzte Entscheidung des Tages abhängig geworden war.

Das große Verdienst Sator-Maubourgs ist es nun, daß er die Eroberung des so heiß umstrittenen Punktes sehr wesentlich erleichterte, indem er mit der Kavalleriedivision Lorge im günstigsten Augenblicke (als der Vizekönig im Sturmschritt vorging) die linke Flanke des Bollwerkes ebenfalls schnell angriff und alles daransetzte, um die auf dem Plateau hinter der Schanze befindliche russische Infanterie und Kavallerie zu vertreiben.

¹¹⁾ Versuche, irgend welche Terrainfallen zum Schutze aufzuspiiren, schlugen fehl, und General Lorge sagte von dem schrittweisen Hin- und Herrücken drastisch: „Wir ziehen hier herum, wie die Kaze mit den Jungen.“

Ueber den Anteil unserer westfälischen Landsleute an diesem berühmten Sturmangriff schweigt sich leider auch Roth von Schreckenstein fast vollständig aus. Er gehörte zu den sächsischen Reitern, die als erste in die Schanze drangen, und fand bei dem unbeschreiblichen Getümmel und dem alles verhüllenden Pulverdampfe keine Möglichkeit, sich um die nachfolgende westfälische Brigade zu kümmern. Es muß uns genügen, zu wissen, daß unsere Landsleute an dem denkwürdigen Reitersturme auf die Rayewskyschanze aktiv beteiligt gewesen sind.¹²⁾ Daß sie dabei ihr Bestes geleistet haben, zeigt das ehrenvolle Zeugnis, das ihnen Murat und Katour-Maubourg am folgenden Tage ausstellten. — Was die Truppe Uebermenschliches geleistet hat, zeigt allein der Umstand, daß die gesamte Division Sorge 12 Stunden lang ununterbrochen zu Pferde geseßen hat und mindestens 6 Stunden lang, wie Schreckenstein feststellt, den feindlichen Geschossen ununterbrochen ausgesetzt gewesen ist.

Napoleon hatte gesiegt; Kutusow zog sich zurück. Aber mit welchen Opfern war der Sieg erkauft! Etwa 80 000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld; davon waren 28 000 Angehörige des französischen Heeres.¹³⁾

Die Westfalen hatten 3000 Verwundete und Tote; von den Verwundeten starb der größte Teil wegen Mangels an Pflege. Zwei Drittel der Offiziere waren verwundet und 18 getötet. Unter den höheren Offizieren war namentlich der Verlust der Generale von Charreau, von Kepel und Damas sowie des Kürassierobersten von Silsa und des Obersten von Hesberg zu beklagen.

Die Verluste einzelner Regimenter waren ungeheuer. Leutnant Wagner erzählt, daß sein Regiment mit 1600 Mann in die Schlacht zog, und am Morgen des 8. September zählte es kaum noch 700. Das Bataillon des Gardejägers Fleck hatte beim Auszuge aus Kassel 700 Mann gezählt; mit 550 rückte es in die Schlacht, und am Abende des blutigen Tages fanden sich noch 30 und einige zusammen. Conradys Regiment verlor 9 Offiziere und 397 Mann. Einsingen berechnet den Verlust seines Bataillons, das am Morgen noch 700 Köpfe gezählt hatte, auf 10 Offiziere und 341 Mann. Das 3. leichte Kavallerieregiment war nach v. Ochs' Aussage so zusammengeschmolzen, daß die Kompagnien im Durchschnitt nur noch 8 Mann zählten.

Ein Stimmungsbild vom Abend des Schlachttages malt uns unser treuer Berichterstatter Conrady in folgenden Worten:

¹²⁾ Eine dichterische Darstellung der Kavalleriekämpfe des Tages gibt Th. Fontane in seinem Roman „Vor dem Sturm“.

¹³⁾ Die Franzosen hatten allein 49 Generale verloren; auf russischer Seite waren 4 Generale gefallen und 18 verwundet; unter ihnen befand sich Fürst Wagration, der tödlich verwundet war.

„Die Schatten der Nacht und ein feuchter, kalter Nebel senkten sich auf die blutige Walfstatt, sie wohlthätig den Augen der Ueberlebenden entziehend. Da draußen lagen viele Tausende tapferer Männer und schliefen den ewigen Schlaf, aber ebenso viele, wenn nicht noch mehr, warteten mit zerschmetterten Gliedern unter brennenden Schmerzen und vom Durst gepeinigt auf Hülfe. Vergebens! Es war gar nicht daran zu denken, den Unglücklichen Rettung zu bringen, höchstens, daß jeder Truppenteil den in seiner unmittelbaren Nähe liegenden Verwundeten Erleichterung schaffen konnte. Glücklich waren die zu nennen, denen eine Kugel oder ein tausender Hieb einen schnellen schönen Soldatentod gebracht hatte!

In der Aufregung der Schlacht hatte man an die Bedürfnisse des Leibes wenig gedacht, aber jetzt machte sich der Hunger bemerkbar, ebenso stark allerdings auch die Erschöpfung. Bei vielen siegte die letztere, und sie warfen sich zu totenähnlichem Schlaf auf die blutgetränkte Erde, andere aber suchten und fanden Nahrung an den zahlreich umherliegenden Pferdekadavern, von denen sie sich die besten Stücke abschnitten und über dem Feuer brieten.

Jetzt erst, nachdem allgemein die Ruhe eingetreten war, konnte ich auch an mich denken. In schnellem Fluge zogen an mir noch einmal die einzelnen Phasen des gewaltigen Kampfes, an dem wir Westfalen ruhmreichen Anteil genommen hatten, vorüber.

Ja, wir hatten gesiegt, aber merkwürdig, wir konnten des Sieges nicht froh werden. Welcher Jubel sonst nach einem solchen Erfolg, welch frohes Treiben unter den Mannschaften! Heute alles still, fast düster!

Ob diese Stimmung ein Ausfluß der gänzlichen Erschöpfung oder der Vorahnung kommenden großen Unheils war, ich weiß es nicht. Jedenfalls war sie da und legte sich wie ein Alp auf unser aller Brust.“

Auch Hauptmann von Einsingen kennt diese merkwürdig gedrückte Stimmung, wenn er sagt: „Von alledem, was ich früher von dem Gefühl nach einem Siege mir erträumt, empfand ich nur, eine schwere Pflicht treu erfüllt zu haben.“

Allgemein wurde anerkannt, daß die Westfalen sich ausgezeichnet geschlagen hatten. Voll freudigen Stolzes schreibt Fr. W. von Kozberg noch am Abend des Schlachttages an seine Frau: „Der Kaiser hat Junot aufgegeben, uns zu sagen, daß wir uns als brave Soldaten geschlagen hätten. Ney ehrt und rühmt uns laut, und wir Westfalen können mit Zuversicht behaupten, daß wir sein Lob verdienen.“ Am folgenden Tage schreibt Kozberg: „Unsere Kavallerie hat sich vortrefflich benommen; auf die rühmlichste Weise sprechen die französischen Generale sowohl von unserer Kürassier- als von unserer leichten Kavalleriebrigade, vorzüglich aber Murat und Latour-Maubourg.“

Napoleon gönnte seinen Truppen am Vormittage des 8. Septembers Ruhe und brach gegen Mittag auf. Dagegen war das westfälische Korps verurteilt, mit Abteilungen des Korps Ney als Nachhut noch einige Tage auf dem grauenhaften Schlachtfelde stehenzubleiben und Totengräberdienste zu tun.

Der Anblick der Walfstatt war nervenerschütternd. Musikus Krollmann, der am Tage der Schlacht noch zurück war und erst am 8. September über den Kampfplatz kam, blieb zuerst, von Grauen geschüttelt, mit seinen Begleitern stehen. Mehr als eine halbe Meile weit wanderten sie dann zwischen unzähligen, haufenweis übereinanderliegenden Leichen, gefallenen Pferden und zerschossenem Kriegsgerät aller Art.

Ein Bild von dem Zustande bei der Großen Schanze gibt uns Musikmeister Klinkhardt. „Vor der Schanze befand sich ein Graben, ungefähr 15 Fuß tief und 15 Fuß lang. Dieser Graben war nicht allein mit Toten ausgefüllt, wohl noch vier bis sechs Fuß hochaufgeschichtet lagen die Leichname. In der Nähe der Schanze hatte ein russisches Kürassierregiment gehalten, das anscheinend infolge der Explosion der Pulverkarren vernichtet worden war. Von ferne gesehen, bemerkte man nur schwarzen Brandstaub und mehrere Misthaufen, wenigstens dem Anschein nach. Trat man indessen näher, so erkannte man die verbrannten Gestalten der Reiter und Pferde, vor allen Dingen die ersten an den ledernen Kürassen. Ein entsetzliches Bild boten die Bäume eines hinter der Schanze liegenden Wäldchens; sie waren fast sämtlich zersplittert, und um die Stümpfe hingen Reste von Menschenleibern aller Art.“

Klinkhardt schildert uns auch, in welcher trostloser Lage sich die Verwundeten nach der Schlacht befanden. „Bei der Ambulanz der westfälischen Armee fand ich eine ungewöhnlich große Zahl von Artilleristen verwundet. Mehr als hundert lagen in Reihen neben ihren zerschmetterten Gliedern und winnerten leise oder schrieen herzzerbrechend, man möge sie ja nicht etwa berühren. Fast alle baten kläglich um Wasser; es war aber nicht möglich, ihnen zu helfen, da das nächste Gewässer wohl eine halbe Stunde entfernt war. Sie alle sind sicher an dieser Stelle verschmachtet oder an ihren Wunden zugrunde gegangen. Der Mangel an Ärzten, Verbandstätten und Lazaretten war überhaupt ganz entsetzlich, und die einzelnen Szenen, das Gestöhne der Verwundeten, das Geschrei nach Wasser in allen möglichen Sprachen war herzzerreißend.“

Diese Schilderung findet ihre Ergänzung in der J. v. Borkes:

„Wir standen einige Tage, von Leichen und Sterbenden umgeben, auf dem Schlachtfelde, mußten aber des Geruchs wegen mehrmals den Platz wechseln. Die Szenen des Jammers und Elends, die sich hier auf Schritt und Tritt darboten, spotten jeder Beschreibung; das Aechzen und Stöhnen der Verstümmelten und Sterbenden, das uns selbst dann noch verfolgte, als wir uns

weiter entfernten, und das besonders bei Nacht schrecklich für das Ohr war, erfüllte das Herz mit Grausen. Ich habe gesehen, daß Soldaten solchen Unglücklichen, die weder leben noch sterben konnten, auf ihr Bitten mit abgewandtem Gesicht durch eine Kugel den Tod gaben. Bald betrachteten sie das als eine Pflicht des Mitleids und wurden von den Offizieren dazu angeregt, solche, die nicht mehr zu retten waren, aufzusuchen und von ihren Qualen zu befreien. Als ich am fünften Tage abermals das Schlachtfeld beritt, fand ich, mit Schauern schreibe ich es nieder, Unglückliche neben Pferdekadavern liegen, an deren Fleisch sie nagten. Nachts sah man viele einzelne matte Flammen auf diesem Gefilde des Todes emporleuchten; sie rührten von Feuern her, die solche Unglücklichen, welche zusammengetrochen waren, angezündet hatten, um sich vor der Kälte der Nacht zu schützen oder ein Stück Pferdesfleisch zu rösten.“

Am 12. September wurde den Westfalen die Erlösung angekündigt, und man schickte sich alsbald an, die Stätte des Todes zu verlassen und dem Hauptheere nachzueilen.

Ehe wir aber unsern Landsleuten auf der Moskauer Straße folgen, müssen wir noch das 7. Regiment zurückbegleiten zu dem Kloster Kolozkoi, in dessen Räumen ein riesiges Lazarett eingerichtet war. Die dortigen Zustände, die die Schlussszene der Tragödie von Borodino bilden, schildert Leutnant Wagner tief ergriffenen Herzens mit folgenden Worten:

„Unser Regiment traf das traurige Los, zurück nach Kolozkoi zu marschieren und das in der dortigen großen Abtei etablierte Lazarett zu bewachen. Gott, welcher Anblick stellte sich uns dar, als wir diese Mördergrube betraten! In jedem Hause, in jeder Scheune, in jedem Stalle lagen die Blessirten und verstümmelten Russen, Franzosen, Deutsche, Italiener, Spanier und Portugiesen zu Hunderten beisammen. Man zählte in der Abtei und in den Gebäuden des Fleckens über 13 000¹⁴⁾ dieser Unglücklichen, und keine Aerzte, keine Medizin, keine Bandagen und keine Lebensmittel, ihr Bedürfnis zu befriedigen! Daher riß auch in den ersten Tagen das Sterben so sehr ein, daß unsere Soldaten beim besten Willen nicht imstande waren, soviel Gruben zu machen, als nötig waren, die Toten zu begraben. Brunnen, Keller und alles, was sich dazu eignete, wurde mit Toten angefüllt. Unser Regiment selbst litt die schrecklichste Not, und Pferdesfleisch war die tägliche Kost. Alle nur möglichen Versuche, Lebensmittel herbeizuschaffen, wurden gewagt; aber nur einige glückten, und das Angeschaffte reichte nicht hin, um den Hunger von 10 000 Blessirten und unseres Regiments zu stillen. Kosaken alarmierten uns beinahe täglich und hoben alle ausgesandten Fourageurs, einige ausgenommen, auf. Hunger, Seuchen

¹⁴⁾ Die Ziffer mag um das eine oder andere Tausend zu hoch gegriffen sein; im übrigen aber wird Wagners Schilderung in allen Einzelheiten durch Leutnant Wachsmuth, der etwas später durch Kolozkoi kam, bestätigt.

und der Feind wüteten so sehr im Regiment, daß dasselbe in wenigen Tagen auf 500 Mann zusammengeschmolzen war. Schrecklich war es zu sehen, wie jeden Morgen zwei- auch dreihundert Tote aus der Abtei herausgeschleppt wurden, um sie in den Brunnen und in den dazu angefertigten Gruben zu beerdigen. Am 26. September starb der General Charreau an seinen Wunden und wurde hinter der Abtei an einem Fichtenbaum beerdigt. Ueberall nichts als Leichen! Täglich arbeiteten 200 Mann vom Regiment an Gruben, um die Gestorbenen unter die Erde zu bringen. Aber die Mattigkeit derselben erlaubte ihnen nicht, den Toten die letzte Wohlthat zu erzeigen. Dies schreckliche Bild des Elends und des Todes übersteigt die Kraft und den menschlichen Glauben. Ich aber fühle mich zu schwach, um es zu malen.“

4.

Auf der Etappenstraße Smolensk-Moskau.

Als die Westfalen am 12. September aus der Gegend von Borodino aufbrachen, rechneten sie fest darauf, daß sie nunmehr dem Hauptheere nach Moskau folgen würden. Aber diese Erwartung erwies sich als trügerisch; dem 8. Armeekorps wurde als der Nachhut vielmehr die wichtige Aufgabe zuteil, die Etappenlinie Smolensk-Moskau zu besetzen, zwischen diesen beiden Punkten die Verbindung aufrecht zu erhalten und namentlich die russischen Streifkorps an der Besetzung der Straße zu verhindern.

So waren die Westfalen wieder um eine Hoffnung ärmer. Das heißersehnte Ziel, Moskau, hat die Mehrzahl von ihnen nicht einmal aus der Ferne zu sehen bekommen.

Zum Mittelpunkt der Etappenlinie wurde die Stadt Moschaisk bestimmt. An diesem Platze, der unter dem Feuer nur wenig gelitten hatte und sogar noch einige Lebensmittel aufwies, schlug Junot mit der Generalität sein Hauptquartier auf. Allerdings mußten manche Häuser erst von Haufen toter russischer Soldaten gesäubert werden, ehe sie ein menschenwürdiges Quartier für die Truppen boten. Eine Menge französischer und russischer Verwundeter blieb auch in der Folgezeit im Orte liegen.

Die von den Westfalen zu besetzende Etappenlinie hub westlich mit Dorogobusch an und führte über Wiäzma, Gschatsk und Koložkoi und Moschaisk. Wie wir früher hörten, waren in den vier erstgenannten Orten bereits westfälische Abteilungen zurückgelassen worden. Vom Hauptquartier Moschaisk wurde diese Linie nunmehr östlich bis Moskau verlängert. Als am 13. September das 3. Linienregiment mit 2 leichten Bataillonen, einer Abteilung Husaren und Artillerie aus dem Hauptquartier aufbrach, um kaiserliche Schatzwagen nach Moskau zu geleiten, erhielt der Kommandant, Oberst Bernard, Auftrag, an einzelnen Plätzen (Spelkowska, Kubinskoe, Perchuszkowo und Buzajewa) bis Moskau kleinere Detachements zurückzulassen. So war in einzelnen Taaen die gesamte Strecke Smolensk-Moskau mit westfälischen Truppen besetzt.¹⁾ Die Mannschaften schlugen an den kleineren Plätzen ihr Quartier gewöhnlich in der Kirche auf,

¹⁾ Zwischen den Hauptpunkten gab es auch noch kleinere Stationen, so z. B. Semlewo zwischen Dorogobusch und Wiäzma. Die westlich gelegenen Punkte wurden später auch von Smolensk aus durch die dortige polnische Besatzung bedient.

die, als das größte und stärkste Gebäude des Ortes, den sichersten Schutz gegen Ueberfälle bot.

Zu der kombinierten Truppe, die am 15. September als Begleitung des kaiserlichen Schatzes nach Moskau aufbrach, gehören auch unsere getreuen Berichterstatter Oberstleutnant v. Loßberg und Hauptmann v. Einsingen.

Loßberg erzählt uns, wie die Westfalen am 15. September in dem Städtchen Galizin (9 Stunden vor Moskau) die frohe Nachricht erhielten, der Kaiser habe am vorigen Tage nachmittags 4 Uhr seinen Einzug in die alte Zarenstadt gehalten und Murat mit der Avantgarde stehe bereits mehrere Stunden jenseits Moskau, um den fliehenden Feind zu verfolgen. „Die frohe Stimmung,“ sagt Loßberg, „welche sich über diese Mitteilung in den 4 Bataillonen Westfalen verbreitete, läßt sich nicht beschreiben. Sowohl der Offizier als der Soldat sieht hier das Ende aller gehabten Leiden und versetzt sich in der Phantasie in die angenehmsten Lagen, indem er den Frieden als gewiß annimmt. Nichts ist amüsanter als die Anhörung der verschiedenen Wünsche, welche zum Vorschein kommen. Von den Offizieren bekomplimentiert sich einer mit seinem Wirte in Moskau, hört denselben fragen: Welchen Wein er trinke? Ob er eine Matratze dem Federbett vorzöge? — Ein anderer findet in seinem Quartiere Deutsche, auch artige Damen, welche musikalisch sind; der dritte geht in die Komödie; der vierte ist auf einen Ball gebeten, und so geht das bei den Offizieren ins Unendliche fort. — Der Soldat hält sich mehr an das Materielle; dieser spricht nur vom guten Essen, von Wein, Bier und Branntwein.“²⁾

Der von Moskau kommende französische General, dem Loßberg die frohe Kunde von der Einnahme der Stadt verdankte, hatte ihm auch erzählt, daß Napoleon „unter dem größten Jubel der Moskauer Bevölkerung“ in die Stadt eingezogen sei.

Wie es aber in Wirklichkeit um den Empfang seitens der Einwohner Moskaus bestellt gewesen war, das soll uns Rittmeister Fritz Baumann, der beim Einzuge Napoleons zugegen gewesen ist, erzählen. Seine Schilderung ist für uns doppelt wertvoll, weil er unter den königlich-westfälischen Truppen der einzige Augenzeuge ist, der seine Beobachtungen niedergeschrieben hat.³⁾

²⁾ Holzhausen, der diese Stellen ebenfalls zitiert, schreibt sie irrthümlicherweise dem sächsischen Leutnant Leihnig zu.

³⁾ An dem Einzuge in Moskau haben sonst nur die beiden Kürassierregimenter und eine reitende Batterie teilgenommen; sie gehörten zur Avantgarde unter Murat und zogen mit diesem durch die Stadt hindurch und zum jenseitigen Tore hinaus. Die Reiter Murats haben dann wochenlang (bis zum Rückzuge der Großen Armee) gegen den Feind im Felde gelegen und furchtbar unter allen möglichen Strapazen und Entbehrungen gelitten. Die westfälische Kürassierbrigade war nach dieser Zeit als aufgelöst zu betrachten. — Berichterstatter sind unter den tapferen Reitern leider nicht zu finden gewesen. — Der

Baumann stellt zunächst fest, daß sich das russische Heer nach der Schlacht bei Borodino in größter Ruhe und Ordnung auf Moskau zurückgezogen habe. Die französische Vorhut unter Murat blieb ihm stets auf den Fersen. Strapazen und Entbehrungen habe man im französischen Heere jetzt, so nahe dem ersehnten Ziele, nicht mehr geachtet.

„Die frohe Hoffnung,“ fährt Baumann dann fort, „in Moskau alles zu finden, stählte unsern Mut wie unsre Kräfte, und wollten diese ermatten, so rief man nur den Namen der heiß-ersehnten Stadt einander zu, was eine fast magische Wirkung hervorbrachte.

Endlich sahen wir, als wir die waldige Anhöhe, der heilige Berg genannt, dicht vor Moskau überschritten hatten, die große majestätische Stadt in Glanz und Sonne vor uns liegen! Wie in eine neue Welt schauten wir hernieder, ein lautes Jauchzen durchflog unsere Reihen, man drückte die Hände, man wünschte einander Glück — der Freudenrausch war allgemein. Auch der Kaiser betrachtete von seinem erhöhten Standpunkte aus mit unverkennbarer Freude die vor uns liegende Stadt mit ihren zahllosen Kuppeln und Thürmen. Sie bestanden nach Art der chinesischen in weit ausgeschweiften Abteilungen, welche durch Ketten miteinander verbunden waren, und machten eine ganz neue fremdartige Erscheinung aus. Asien und Europa schienen hier verbunden, ein neuer Weltteil uns eröffnet, und unsere Brust hob sich in Freude und Stolz, dieses Ziel trotz ungeheuren Anstrengungen und Beschwerden dennoch endlich erreicht zu haben!

Die Armee machte Halt; die Vortrupps gingen in die Stadt, während die Garden vor derselben ihr Lager aufschlugen, und der Kaiser erwartete, daß am kommenden Tage der Magistrat zur Ueberreichung der Schlüssel der Stadt erscheinen würde. Da dies jedoch nicht geschah, besetzten die Garden die Stadt, während die Einientruppen auf der Straße nach Tarutino hin den weichenden Feind verfolgten. Wie groß war unser Erstaunen, als wir, wie in eine Stadt des Todes einziehend, dieselbe ganz menschenleer fanden, was einen um so grelleren Abstich mit dem Zustande bildete, in welchem wir übrigens alles fanden. Die Läden, die Wohnungen, die öffentlichen Plätze waren ebenso eingerichtet und angefüllt, als sie es in jeder andern großen Stadt sind, und enthielten alles, was die Schaulust befriedigen, die Habsucht reizen kann. Ich selbst quartierte mich mit mehreren Kameraden in einem der leerstehenden Paläste ein, welchen wir durch einige

einzig, dem wir eine Schilderung vom Einzuge in Moskau verdanken, ist, wie gesagt, Rittmeister Baumann von der Chevauxlegersgarde. Er muß seit Borodino von der westfälischen leichten Kavallerie, zu der er gehörte, getrennt gewesen sein und hat so Gelegenheit gehabt, den Moskauer großen Tag mitzumachen. — Diese Detachierung der Chevauxlegersgarde (die mit der leichten Kavallerie vereint war) kennen merkwürdigerweise weder v. Ochß noch Giese, die sonst die kleinste Verschiebung notieren. — Baumann kam dann von Moskau zum Armeekorps zurück.

glückliche Streiche, sowie durch Gold, das wir im Ueberflusß befaßen, bald mit den notwendigsten Lebensbedürfnissen versehen hatten.

So hatten wir unsere, wie wir glaubten, ersten und vorläufigen Einrichtungen für die Annehmlichkeit der Winterquartiere getroffen, als plötzlich der Brand an mehreren Stellen der Stadt zugleich ausbrach. Anfangs glaubten wir, das Feuer sei durch die Sorglosigkeit unserer eigenen Soldaten veranlaßt worden, und waren sehr bestürzt, da der Kaiser strenge Befehle gegeben hatte, die Stadt so viel wie möglich zu schonen. Doch bei der sorgfältigsten Untersuchung erfuhren die beteiligten Offiziere von ihren Untergebenen, daß sie gänzlich unschuldig an dem entstandenen Unglück seien, ja, daß man beim ersten Betreten eines bis dahin verschlossenen Hauses das Feuer habe entstehen sehen. Auch wollten sie wild aussehende Russen bemerkt haben, die mit langen eisernen Haken beschäftigt gewesen seien, das Feuer noch mehr anzuschüren und weiter zu verbreiten. In der folgenden Nacht griff es mit erneuter, vergrößerter Heftigkeit um sich und erreichte am Tage darauf eine solche Höhe, daß es den Kreml von allen Seiten in ein undurchdringliches Feuermeer einhüllte.“

Der Brand der ungeheuren Stadt war meilenweit sichtbar gewesen. Am 15. September, abends 9 Uhr, schreibt Loßberg (der, wie wir wissen, zur Begleitung der kaiserlichen Tresorwagen gehörte) in sein Tagebuch: „Der Himmel ist in der Richtung nach Moskau ganz gerötet, und eine ungeheure Feuerfäule steigt auf. Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß diese Stadt daselbe Schicksal wie alle Orte von Smolensk bis hierhin haben könnte! Wie wären dann alle unsere Wünsche vernichtet!“

Am folgenden Tage, als die erwähnten Westfalen vor Moskau anlangten, mußten sie erkennen, daß das Befürchtete zur Wirklichkeit geworden war. „Die große, unglückliche Stadt von 300 000 Einwohnern,“ schreibt Loßberg jetzt, „steht in vollen Flammen und wird ausgeplündert. Wir haben ebenfalls mehrere Offiziere und per Kompagnie zwölf Mann hineingeschickt, die, Gott weiß! was alles aus der menschenleeren Stadt herausschleppen, und wir sind auf einmal in den höchsten Ueberflusß versetzt.“

Oberst Bernard wagte zunächst nicht, unter diesen Umständen mit den kaiserlichen Schatzwagen in die brennende Stadt zu rücken und ließ an der Barriere ein Bivak beziehen. Erst am folgenden Tage konnte die wertvolle Ladung abgeliefert werden. Die Westfalen bezogen dann in einer Vorstadt Quartier, während in Moskau das Plündern systematisch weiterbetrieben wurde, obgleich ein kaiserlicher Gegenbefehl erlassen war.

In ihrer Vorstadt hielten die westfälischen Offiziere auf strenge Ordnung; ja, der vorsorgliche Loßberg ließ aus der Stadt Tuch zu Hosens und Mänteln sowie Leder besorgen und

richtete Handwerksstuben ein. Da man außerdem Leinwand erbeutete, hatte Lohberg die Freude, die gesamte Mannschaft alsbald neu gekleidet zu sehen.

Dieses alles geschah, während in Moskau selber die Bande der Disziplin sich immer mehr lockerten und wahre Orgien gefeiert wurden.⁴⁾ Am 16. hatte Napoleon den vom Feuer bedrohten Kreml verlassen und das eine halbe Stunde vor der Stadt gelegene Schloß Petrowsky bezogen.

Unsere Landsleute war es in ihrer vom Feuer verschonten Vorstadt recht gut ergangen. Not hatten sie nicht gelitten; Lohberg fand z. B. einmal seine tapferen Krieger, wie sie auf einem Kartoffelfelde den üppigen Versuch anstellten, die gerade geernteten Knollen in Champagner zu kochen.

Als die Truppe am 19. September den Befehl erhielt, in drei Kolonnen an verschiedenen Tagen nach Moschaisk zurückzumarschieren, verfügte man über große Vorräte an allen Lebensmitteln, insbesondere an Wein, Kaffee, Tee und Zucker. Auch tausend andere Dinge waren aus der brennenden Stadt herausgeschleppt worden. So erbeutete Lohberg z. B. aus einer zerstörten Wagenfabrik zwei Reisekutschen. „Auch der Lust,“ schreibt er an seine Frau, „einen englischen Flügel aus einem brennenden Palaste in mein Quartier tragen zu lassen, welches ein so reich verziertes Instrument ist, daß es gewiß 1000 Taler gekostet hat, konnte ich nicht widerstehen, und wenn ich darauf dir bekannte Sachen spiele und dich in Gedanken akkompagniere, so denke ich: Warum höre ich nicht deinen Gesang bei meinem einfachen Instrumente in der Heimat und warum muß ich solche Greuel sehen!“ — Die allgemeine Plünderungssucht steckte schließlich selbst so feinfühlende Naturen wie Lohberg an; sonst könnte man nicht verstehen, wie er (zusammen mit Kapitän Pasor) mehrere Silberbarren im Werte von 2000 Talern gegen 8 Goldstücke einhandeln lassen konnte, obgleich er wußte, daß die Barren von trainierenden französischen Soldaten aus der kaiserlich-russischen Münze geraubt waren.⁵⁾

⁴⁾ Auf Lohberg wie Einsingen machten die plündernden Soldaten den Eindruck von Räuberhorden. Einsingen sah übrigens auf dem Marktplatz 12 russische Brandstifter an Laternenpfählen aufgefknüpft.

⁵⁾ Ueber die allgemeine Beutesucht sagt J. von Borcke: „Marketender und Spekulanten, ja Offiziere von hohem Range, begaben sich nach Moskau, um aus der allgemeinen Plünderung Nutzen zu ziehen und sich in den Besitz feinerer Bedürfnisse zu setzen. Sie kauften dort von den französischen Soldaten für wenig Geld diese Dinge und außerdem die größten Kostbarkeiten, wie Gold- und Silbergeschirre, Zobelpelze, ganze Equipagen und brachten dies alles nach Moschaisk zurück.“

Außer Soßberg, Einsingen und Baumann sind im Laufe des Septembers und der ersten Hälfte des Oktobers noch mehrere andere unserer Berichterstatter in Moskau gewesen, so z. B. Musikus Krollmann und der Jäger Fleck. Sie gehörten einzelnen detachierten Abteilungen an, die vom Korps zum Einholen von Lebensmitteln oder zur Begleitung von Transporten kommandiert wurden. Alle ohne Ausnahme sind entsetzt über den Brand der Stadt und die Zustände im Innern. Dabei hatten sich die Verhältnisse in Moskau nach der Rückkehr des Kaisers aus Petrowsky bedeutend gebessert. Mortier war zum Gouverneur ernannt worden und hatte die Stadt in einzelne Bezirke mit gesonderter Verwaltung eingeteilt. Allmählich ließen sich auch wieder russische Einwohner sehen, mit denen eine Art Verkehr angeknüpft wurde.⁶⁾

Wie bunt und abenteuerlich es aber auch um diese Zeit noch in der Zarenstadt zuging, das soll uns Musikmeister Klinckhardt schildern, der anfangs Oktober mit einem Husarenleutnant und 20 Mann zum Lebensmittelempfange nach Moskau kam.

„Als wir die Stadt betraten,“ erzählt er, „lagen alle Straßen voll von französischen Soldaten, die bei ihren in Pyramiden zusammengesetzten Gewehren große Wachtfeuer angezündet hatten und ein regelrechtes Lagerleben hier entwickelten. In den Straßen und Gassen selbst wechselten prachtvolle, aus Stein erbaute Paläste mit Holzhäusern und strohbedeckten Hütten in bunter Reihe ab, und durch alle Gassen und Gäßchen zog der Qualm der Lagerfeuer, so daß kaum ein freier Ausblick möglich war. Von einem Wachthabenden wurden wir zum andern geschickt, und niemand schien richtig Bescheid zu wissen. Als sich schließlich der Hunger meldete, wandte ich mich frischweg an einen Wachtpikettkommandeur und bat ihn, mir und meinen erschöpften Kameraden etwas Lebensmittel zu verschaffen. In liebenswürdigster Weise wurde unsere Bitte erfüllt. Man reichete uns Brot, Fleisch, holländischen Käse und Wein in Hülle und Fülle. Das reichliche Mahl und der vorzügliche Wein wirkten wunderbar auf unsere Lebensgeister, und seit langer Zeit fühlten wir uns wieder stolz als Soldaten der siegreichen Armee Napoleons. Die französischen Regimenter begrüßten uns sehr freundlich und riefen uns häufig zu: „Vive la bonne armée de Westphalie, vive le roi Jérôme Napoléon!“ Im übrigen herrschte hier ein Durchein-

⁶⁾ Die Stadt war von Anfang an nicht ganz menschenleer gewesen. Es blieben natürlich alle Ausländer (Kaufmannsfamilien usw.) in ihr zurück, ferner die Verwalter der herrschaftlichen Häuser und Tausende von Russen der untersten Klasse; dazu kamen dann noch die aus den Gefängnissen entlassenen Verbrecher, die bei dem Brande ihre Rolle spielten. — Im übrigen aber hatten Hunderttausende der mittleren und oberen Bevölkerungsschichten auf Veranlassung des Gouverneurs Kostoptschin ihre Vaterstadt verlassen. — Den jammervollen Auszug hat Leutnant Klippell, der, bei Smolensk gefangen, über Moskau transportiert wurde, beobachten können.

ander, wie ich es nie gesehen. Hier hielt ein Soldat im Kreise aufmerkssamer Zuhörer eine gewaltige Rede, dort wurde ein Ehrenhandel ausgefochten, bald ließ ein Musikkorps seine Weisen erschallen, und bald sah man hohe Offiziere Arm in Arm in den Straßen lustwandeln. Aus den Fenstern der Paläste blickten vergnügte Gesichter, und sogar schöne Frauen nickten uns zu. Alles voller Bewegung und voll Lebens. Von der Not des Krieges merkten wir nicht viel, bis wir am Fuße des Kremls anlangten und sich hier unsern Blicken ein anderes Bild bot. Große und breite Straßen waren zu Brandruinen verwandelt, und die Greuel des Krieges standen wieder vor unserm entsetzten Antlitz.“

Nachdem die kleine Truppe dann in einem mit Ställen umgebenen Hause Unterkunft gefunden hatte, begab sich Klinkhardt mit dem Leutnant auf die Suche nach dem Generallieferanten.

„Wir fanden ihn in einem herrschaftlichen Hause in der Nähe des Kreml. Hier wimmelte es von Soldaten, die tüchtig zechten und einen gewaltigen Karm vollführten. Wir wurden sofort von dem Generalkommissar empfangen, mit Kuchen und Wein bewirtet und schließlich zum Lebensmittelpfang auf den anderen Morgen um 10 Uhr bestellt. Der Posten vor dem Hause, ein erfahrener und verständiger Gardist, begrüßte uns, und von ihm erfuhren wir dann, wie es stehe. Er verhehlte uns seine Sorgen nicht, schilderte uns, wie man nicht wage, die Soldaten einzuquartieren, weil ihnen alsbald das Haus über dem Kopfe angezündet würde, wie die Lebensmittel verwüstet würden und sicherlich sehr bald wieder Not eintreten werde. Kaiser Napoleon sei sehr verstimmt; wenn man nicht Sorge trage, die große Armee bald in ein milderes Klima zu schaffen, dann werde man bitterem Elend entgegengehen.“

Unsere beiden Westfalen kehrten darauf in ihr Quartier zurück, hielten mit der Mannschaft eine ungewohnt reiche Abendmahlzeit und gedachten, sich dann auf ihrem Strohlager durch einen gesunden Schlaf zu stärken.

„Aber auch in Moskau war es nicht anders als im Felde. Bereits um 1 Uhr nachts weckte uns der wachthabende Unteroffizier mit der unangenehmen Meldung, daß unsere Stallgebäude in Flammen ständen. Eiligst zogen wir unsere Pferde aus den Ställen und suchten nun ein neues Quartier, was uns erst morgens 6 Uhr ungefähr gelang. Der nächtliche Marsch bewies, wie richtig der alte Gardist uns die Lage geschildert hatte. Der Himmel war blutrot, überall sahen wir Feuersbrünste aufgehen, und es kostete viele Mühe, das Kommando in Ordnung zu halten und vor Gefahr zu schützen. Daß dies keine kleine Aufgabe war, wird man begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß nicht nur 20 Husaren, sondern auch 25—30 Wagen zu unserem Zuge ge-

hörten, von denen jedes einzelne Fahrzeug wieder mit drei Tranknechten besetzt war. Die letzteren waren zum größten Teile so betrunken, daß es ein Wunder genannt werden muß, wenn keiner derselben in den Flammen umkam. Am anderen Morgen um 10 Uhr empfangen wir die Lebensmittel, bestehend in Wein, Spiritus, Rum in Orknoten, dann wispelweis Erbsen, Bohnen, Reis, Graupen, Brot usw. Bis spät in die Nacht hinein wurde alles verladen, und wir sanken endlich todmüde auf unser Stroh und schliefen, diesmal ungestört, bis zum nächsten Morgen."

Leutnant Beck und Klinckhardt benutzten dann den ihnen noch verbleibenden Tag zu einem Spaziergang durch die Stadt. Dabei wurden sie Augenzeuge einer traurigen kleinen Szene, die Klinckhardt folgendermaßen schildert: „In einer Straße trafen wir einen deutschen⁷⁾ Tischler, der halb wahnsinnig geworden war und mit vier Kindern in den Gassen umherirrte. Seine Frau sollte in den Flammen umgekommen sein. Mit gräßlichen Ausdrücken suchte er Napoleon und Kaiser Alexander. Ich steckte den weinenden Kindern etwas Geld zu und entfernte mich schleunigst, um den Jammer nicht mehr anhören zu müssen.“ — Aus einem zerstörten Hause nahm Klinckhardt ein Notenblatt (mit einer russischen Arie) mit, das er unter anderen Musikalien auf einem zerhauenen Pianoforte fand. Das war nebst einigen Bestecken und Uhrschlüsseln, für die man draußen im Lager Verwendung hatte, die einzige Beute, die er entführte. — Die Stadt bot dasselbe Bild wie am vorigen Tage; nur wurden die beiden Westfalen diesmal von betrunkenen Garden in die Mitte genommen, mit Champagner bewirtet und im Jubelrausch der Gefühle zärtlich umarmt und abgeküßt. — Die Stimmung in der Stadt wirkte ansteckend: als Klinckhardt und Beck in ihr Quartier zurückkehrten, fanden sie die Mannschaft in demselben Zustande wie die französischen Gardisten; sogar der diensttuende Posten taumelte.

Mit welchem Jubel solch reichbeladene Lebensmittelfuhren wie die Klinckhardts auf den Etappenstationen der Westfalen empfangen wurden, kann man sich denken. Im allgemeinen war das Leben da draußen nicht beneidenswert. An allen Orten, wo die westfälischen Detachements standen, waren weder Einwohner noch ausreichende Lebensmittel zu finden gewesen. Am günstigsten lagen die Dinge in dem Hauptquartiere Moschaisk, wo die Soldaten unter der tatkräftigen Leitung der Generale

⁷⁾ Deutsche waren in Moskau durchaus nicht selten. So ließ sich Lohberg von einem in Moskau ansässigen deutschen Kaufmann die Stadt zeigen. — Leutnant Wossen war mit seinen Untergebenen in einer Zuckersabrik einquartiert, deren Verwalter ein Westfale war.

v. Ochs und Allix⁸⁾ sowie des Oberstleutnants v. Loßberg die noch stehende Ernte eingebracht, gedroschen und gemahlen hatten. So litt man hier während des sechswöchigen Aufenthaltes wenigstens an dem wichtigsten Lebensmittel keinen Mangel; ja man konnte sogar die in Moschaisk und dem früher erwähnten Kloster Kolozkoi liegenden Verwundeten mit Brot versorgen. Natürlich war man auch hier im übrigen auf Requisitionszüge in die Umgegend angewiesen.

Auf andern Etappenstationen war man schlimmer daran; so z. B. in Dorogobusch, wo unser Freund, der Leutnant Giese, zurückgeblieben war. Der Ort hatte außerordentlich unter dem Feuer gelitten; die Magazine waren leer, und nicht einmal frisches Wasser war für die Besatzung sowie die Hunderte zurückgebliebener Kranken zu haben. Jeden zweiten Tag mußte ein Kommando von 1 Offizier mit 40—60 Mann ausgesandt werden, um nur die notwendigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen. Dabei hatte das Bataillon auch noch das besondere Unglück, von dem eigenen Arzte im Stich gelassen zu werden, der heimlich verschwand, nachdem er die hilflosen Kranken ihrer goldenen und silbernen Uhren und ihrer Barschaft beraubt hatte. Alle Last der ärztlichen Behandlung lag jetzt bei einem Franzosen, der auf seiner Durchreise zur Armee kurzerhand vom Ortskommandeur zur Unterstützung des deutschen Arztes festgehalten worden war.

Ein ähnlicher Kampf mit Not und Elend herrschte auf mehreren Stationen. So freut sich z. B. der nach Gschatsk kommandierte Sergeant Keifels in seinem Hunger gewaltig über ein Stück Fleisch von einem schwarzen Pudel, den die Korporalschaft geschlachtet hatte. Keifels war mit einem Adjutanten in einem Gartenhause einquartiert, und die beiden machten sich über die ringsum wachsenden Weißkohlstengel her; als die wenigen grünen Sprossen daran verzehrt waren, kam die Reihe an die Stengel selbst.

Natürlich gab es auch lichtere Szenen auf den Etappenstationen. So hatte einst der Musikus Krollmann mit seinen

⁸⁾ Junot spielt hier keine Rolle. Wie Loßberg sagt, lebte er nur seiner mit Eigensinn gepaarten Indolenz. Das hinderte ihn aber nicht, gelegentlich Anfälle von Energie zu bekommen. So ließ er z. B. einen westfälischen Wachtposten erschießen, weil dieser, wie Conrady erzählt, aus Junots Vorrat eine Flasche Danziger Goldwasser entwendet hatte. Dabei umfaßte dieser Vorrat, den Junot auch nur durch Requisition zusammengebracht hatte, die stattliche Anzahl von 300 Flaschen. — Einen andern Fall erzählt Loßberg. Ein Gardejäger hatte auf einem vielbefahrenen Wege eine Trinkflasche mit silbernem Becher gefunden, sie aber nicht etwa verheimlicht, sondern offen an einem Riemen getragen und willig abgegeben, als ein Diener Junots sie als Eigentum seines Herrn reklamirte. Junot ließ den Mann vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn zu einer kleinen Disziplinarstrafe verurteilte, weil er, als zu Wache gehörig, den Gegenstand nicht an den Kommandanten abgegeben hatte. Ueber diese gelinde Bestrafung erbost, kassirte Junot das Urteil, ernannte ein neues, ihm gefügiges Kriegsgericht, und innerhalb 24 Stunden war der Unglückliche erschossen.

Kameraden einen russischen Bauern, der sich im Felde umhertrieb, gefangengesetzt. Als der Brave zwei Tage lang tüchtig mitgehungert hatte, wurde er zutraulich und zeigte den Soldaten ein Versteck, aus dem man dann eine Anzahl Fässer mit Korn, Speck und fertigem Brot ans Tageslicht beförderte.⁹⁾

Giese erzählt uns sogar einen Fall, wo russische Bauern geradezu freundschaftlich mit der Besatzung verkehrten. Es dreht sich um die Station Semlewo, wo Kapitän Müller vom 1. Bataillon hauste. Giese, der eines Tages dorthin kam, erzählt: „In einer griechischen Kirche, welche massiv und verpallisadiert war, befand sich Kapitän Müller mit einem Offizier und 100 Mann. Wiewohl alle Einwohner geflüchtet, waren viele der Häuser und namentlich die Kirchen und der Edelhof mitsamt seinen weitläufigen Oekonomiegebäuden vor Zerstörung bewahrt geblieben. Die diesjährige Ernte hatte Müller, welcher die benachbarten Bauern an sich zu ziehen gewußt hatte, ebenso eingetan, wie dies vom Gutsbesitzer selbst nur immerhin hätte geschehen können. Dabei besaß Müller eine beträchtliche Herde Schlachtvieh, einen großen Vorrat an Brot, das er selber backen ließ und stand bei den Bewohnern der ganzen weiten Umgegend in solcher Liebe und Achtung, daß er einzelne Leute seines Kommandos mehrere Stunden landeinwärts schicken durfte, ohne daß ihnen das geringste zuleide geschah.“

Was wir hier von dem vertrauensseligen Umgange der Truppe mit russischen Bauern hören, gehörte zu den allergrößten Seltenheiten. Im allgemeinen war die Lage auf den Stappenstationen gerade wegen des glühenden Hasses der Landbevölkerung so überaus gefährlich. Giese, der uns soeben eine Ausnahme von der Regel erzählt hat, versichert an anderer Stelle, daß in kürzester Zeit hintereinander 1 Offizier mit 80 Mann und 3 Offiziere mit 100 Mann von seinem eigenen Bataillon in Dorogobusch bewaffneten Bauernbanden zum Opfer gefallen seien.

Solche Truppenabteilungen verschwanden gewöhnlich auf ihren Streifzügen nach Lebensmitteln. Aber auch die Gefangenentransporte, mit deren Leitung die Westfalen betraut wurden, blieben nicht unbehelligt. Das war nur zu natürlich; denn die Behandlung, die die russischen Gefangenen bei solchen Transporten erfuhren, mußte ihre Landsleute zur Hilfe und Rache herbeirufen.

Für die begleitenden Truppenabteilungen war die Eskortierung russischer Gefangener eine Höllenqual. Koffberg mußte

⁹⁾ Einen Genuß mehr geistiger Art verschafften sich die Husaren Klinskhardt. Sie schleppten ihrem Musikmeister ein Wiener Pianoforte ins Quartier. „Brach nun der Abend herein,“ erzählt Kl., „so mußte ich, um die Langeweile zu verjagen, auf dem Instrumente spielen, und die Husaren sangen und tanzten im Finstern. Da wir schließlich auch noch eine milchende Kuh erwischt hatten, so erhielt jeder zu seinem Tee einige Tropfen Milch, und wir nannten dann die große Feier »Thé dansant.«“

einen Zug von 1500 Mann von Moskau nach Moschaisk geleiten, und er versichert, daß er dabei das menschliche Elend in seiner scheußlichsten Gestalt kennen gelernt habe. Gleich bei der Uebernahme des Transportes wurde ihm erklärt, es sei an Lebensmitteln ein solcher Mangel, daß die Gefangenen, unter denen sich 40 Offiziere befanden, auch nicht einen Tag versorgt werden könnten. Zugleich erhielt Kosberg Befehl, jeden Zurückbleibenden sofort erbarmungslos niederschließen zu lassen. — An den einzelnen Halteplätzen konnte den Gefangenen (mit Ausnahme eines einzigen Tages) nur das Fleisch krepiertter Pferde als Nahrungsmittel geliefert werden. Die Offiziere ließ Kosberg an der Regimentsmenage teilnehmen. — Ihm, dem Menschenfreunde, hatten die Gefangenen es zu verdanken, daß nur ein einziger von ihnen unterwegs füsilirt wurde. — Kosberg gab den Transport in Moschaisk ab und hörte später, daß von 1400 Mann, die er abgeliefert hatte, nur 700 in Wiäsmä angekommen waren.

Das Elend solcher Gefangenentransporte kennen auch Einsingen und Gieße. Ersterer mußte am 5. Oktober 468 Mann nach Wiäsmä eskortieren und traf dort mit nur 339 ein. Die unglücklichen Russen waren so ausgehungert, daß sie, wie Einsingen berichtet, selbst über Leichen mit Bier herfielen und vier sich bei einer Ruhepause in einen Brunnen stürzten, um ihre Leiden zu enden. — Gieße, der, wie wir wissen, in Dorogobusch stationiert war, hat solche Gefangenentransporte nach Smolensk mitgemacht und versichert ebenfalls, daß die vor Hunger halbwahnsinnigen Kreaturen verkohlte menschliche Leichname angenagt hatten. Wie Kosberg hat auch er nur mit Widerstreben zum letzten Mittel, der Todesstrafe, gegriffen, um die Kolonne im Gange zu halten.

Kosberg, Einsingen und Gieße waren feinsühlende Männer, die das Los der Gefangenen nach ihren schwachen Kräften zu erleichtern suchten; es gab aber auch rohe Patrone unter den Geleitsmannschaften, die den kaiserlichen Befehl, jeden Zurückbleibenden zu erschließen, in herzlofer Weise ausnutzten. So erzählt der Sergeant Keifels, daß westfälische Gardesoldaten die am Schluß einer Kolonne mühsam einhererschleichenden Gefangenen der Reihe nach, so schnell sie die Gewehre laden konnten, niedergeschossen hätten. Als er einem dieser Unmenschen, der aus Ossendorf bei Warburg stammte, seine Grausamkeit vorhielt, erklärte dieser kaltblütig, seine Kameraden hätten ihr Vergnügen daran. Der begleitende Offizier lächelte dazu.

Solche Grausamkeiten, die den allenthalben umherschweifenden Bauernabteilungen nicht verborgen bleiben konnten, nährten natürlich nur den Haß des fanatisierten Volkes. Immer stärker und zahlreicher wurden die Parteigängerbanden links und rechts der großen Straße; immer lecker benahmen sich die zahlreichen Kosakentrupps, die das Land durchzogen. Auf den Etappen-

stationen merkte man gar bald die Verschärfung der Lage. Von Anfang Oktober an wurde die Unsicherheit größer. Kaum ein Tag verging, wo nicht einzelne Truppenabteilungen aufgegriffen wurden. In Moschaisk sah man sich schließlich gezwungen, bei Requisitionszügen Geschütz mitzunehmen.

Sogar die Lazarette wurden von den Kosaken nicht verschont. Ein Schwarm von über tausend Mann überfiel z. B. das Kloster Kolozkoi; zwar wurde der Angriff abgeschlagen; jedoch hatten, wie Boediker und Eisingen erzählen, die Kosaken es fertiggebracht, mehrere franke Offiziere, die in einzelnen Häusern vor dem Kloster lagen, völlig auszuplündern.

Kurz vorher war sogar ein ganzes Bataillon Infanterie von einem russischen Streikforps aufgehoben worden. Es handelte sich um das 1. Bataillon des 6. Linienregiments, das von Junot abseits nach dem Städtchen Wereia zur Deckung seiner Flanke und Errichtung von Magazinen detachiert war. Das Bataillon stand unter dem Kommando unseres alten Freundes W. von Conrady, der uns die Ereignisse auf diesem verlorenen Posten ausführlich schildert. Wiederholt hatte er an Junot Meldungen um Verstärkung geschickt; aber erst am 10. Oktober, als es zu spät war, sandte ihm dieser das 2. Bataillon des Regiments samt der Artillerie nach. Als diese Truppe mit dem 3. Linienregimente und der Chevaulegersgarde, die bei der Gelegenheit einen großen Requisitionszug ausführen sollten, vor Wereia anlangten, war das gefährdete Bataillon soeben vom Streikforps des Generals Dorochow überfallen und nach verzweifeltem Widerstande überwältigt worden.¹⁰⁾ Ein einzelner Versprengter — so erzählt Koxberg, der zu dem abgesandten Hilfskommando gehörte, — brachte den Westfalen die Schreckensnachricht. Hilfe zu leisten war nicht mehr möglich. Das abgesandte Kommando

¹⁰⁾ Der Ueberfall geschah um Mitternacht bei stürmischem Wetter und erstreckte sich auf Kirche und Rathhaus, die von den Westfalen verschanzt worden waren. Von Einwohnern Wereias geführt, gelangte schließlich eine russische Abteilung auf das Rathausdach, deckte dieses ab und drang ins Innere. In dem nun folgenden Kampfe, wo jedes einzelne Zimmer erst nach dem hartnäckigsten Widerstande geräumt wurde, hatte W. von Conrady mehrere Wunden erhalten und wurde schließlich durch einen Kolbenhieb zu Boden geschlagen. Wie er dann auf wunderbare Weise gerettet wurde, soll er selbst erzählen. „Bajonette blizten über mir, und ich gab mich verloren. Da, wie ich dazu kam, weiß ich nicht, in dieser Todesnot stieß ich den Erkennungsruf der Freimaurer aus — und er rettete mich. Die blizenden Klingen, die mir eben den Tod bringen sollten, wurden zur Seite geschlagen, ein russischer Offizier beugte sich über mich, hob mich auf und führte mich, seine Leute zurückdrängend, beiseite. Hier sagte er mir, der ich kaum wußte, wie mir geschah, er sei ebenfalls Freimaurer und glücklich, einem Bruder das Leben erhalten zu können. Sprachlos drückte ich dem edlen Manne die Hand, während ein heißer Dank für meine wunderbare Errettung zu Gott emporstieg. Wer wollte angesichts solcher Thatfachen wohl noch zweifeln, daß unser Leben allein in seiner Hand ist!“ — Die gesamte Besatzung des Ortes mußte sich schließlich der Uebermacht ergeben. — Von dem feindlichen General wurden die Westfalen übrigens sehr menschenfreundlich behandelt. Um so schlimmer benahmen sich später die Einwohner Wereias gegen die zurückgebliebenen Verwundeten.

hatte genug zu tun, um sich auf dem Rückzuge selbst zu schützen. — In einem benachbarten Dorfe, das man besetzte, trafen dann noch 17 versprengte Soldaten von dem aufgehobenen Bataillon ein und erzählten schauerliche Dinge von der Wut, mit der die zurückkehrenden Einwohner Weresas über die verwundeten Westfalen hergefallen seien.

Diese infernalische Raserei der russischen Bevölkerung ist charakteristisch für die ganze Periode des nunmehr einsetzenden Rückzuges der Großen Armee.¹¹⁾

¹¹⁾ Um diese Zeit hatten die Westfalen noch eine kleine Freude. Am 23. Oktober traf nämlich in Moschaisk ein königlicher Kurier aus der Heimat ein. Es war unser Bekannter Carl Bodo von Bodenhausen, der seinerzeit mit dem Könige nach Kassel zurückgekehrt war. Er brachte Geld, Ernennungen und Orden (darunter 14 goldene und 56 silberne Medaillen für Unteroffiziere und Soldaten). Von Moschaisk reiste Bodenhausen weiter zum kaiserlichen Hauptquartiere, um Napoleon mündlich und schriftlich die Glückwünsche Jeromes zum Siege bei Borodino darzubringen. — Den Kaiser traf er am folgenden Tage aber schon nicht mehr in Moskau, sondern auf dem Schlachtfelde von Malo-Jaroslaweß. Aus diesem Grunde konnte Bodenhausen auch den Befehl seiner Königin, in Moskau indische Shawls einzukaufen, nicht mehr erfüllen.

5.

Der Rückzug über Smolensk bis Bobr.

In Moskau, wo Napoleon dem russischen Kaiser die Friedensbedingungen hatte diktieren wollen, war der Großen Armee kostbare Zeit verloren gegangen. Von Tag zu Tag hatte Napoleon die Abgesandten des Zaren erwartet; und als niemand erschien, hatte er selbst den ersten Schritt getan und Verhandlungen angeboten. — Aber mit raffinierter Ueberlegung war von russischer Seite die Angelegenheit in die Länge gezogen worden, und allmählich mußte der Kaiser begreifen, daß der Zar keinen Frieden schließen wolle.

In Moskau zu bleiben, war unmöglich. So sah sich Napoleon zum Rückzuge gezwungen. Dieser sollte aber nur, so hieß es, das Heer in geeignete Winterquartiere bringen¹⁾, aus denen man im nächsten Frühling von neuem zum Kriege aufbrechen werde.

Von Mitte Oktober ab verließ die Große Armee die Stadt, immer noch in der stattlichen Zahl von 108 000 Mann.

Die Verhältnisse hatten sich aber inzwischen in mancher Beziehung zu ungunsten Napoleons geändert.

War das russische Hauptheer seinerzeit nach der Schlacht bei Borodino gewaltig zusammengeschmolzen, so daß Kutusow dem Sieger ohne weiteren Schwertstreich die Stadt Moskau hatte einräumen müssen, so lag jetzt die Sache wesentlich anders. Seitdem der Zar den Kampf gegen die Fremden zum Religionskriege, zu einem heiligen Kreuzzuge erklärt hatte, lebte das russische Volk in einem Begeisterungstaumel; Tag für Tag predigten ihm die Popen, daß es ein gottgefälliges, verdienstliches Werk sei, die fremden Heiden — dafür hielt man die Ausländer wirklich — vom heiligen russischen Boden zu vertilgen; und der Erfolg blieb nicht aus. Tausende strömten unter die Fahnen, und Tausende bewaffneten sich, um auf eigene Faust den Kleinkrieg zu führen.

Glühhender Rachedurst erfüllte alle; alle wollten sich rächen für die Verwüstung des Landes, die Zerstörung der Städte, die Vernichtung der unzähligen Kirchen und Heiligtümer und vor

¹⁾ So wurde z. B. die Sache im 25. Bulletin der Großen Armee dargestellt. (Allgemeine Politischen Nachrichten 1812, Nr. 92.)

allem für die Einnahme und Brandschatzung der Hauptstadt Moskau.²⁾

Und was das Schlimmste war: für die Fremden konnte es in dem nun folgenden Kampfe nur Verluste geben, die nie zu ersetzen waren, während dem russischen Heere immer neue Hilfsquellen aus dem eigenen Lande flossen.

So standen die Dinge, als das französische Heer, beladen mit einem unermesslichen Trosse von Fuhrwerken, die die Moskauer Beute der einzelnen schleppten, die Zarenstadt verließ. Der Armee schloß sich eine Menge ausländischer Familien an, die in Moskau anständig gewesen waren und nun aus Furcht vor der Rache der Russen die Stadt mit Hab und Gut verließen.

Der Marsch führte zunächst südlich auf Kaluga zu; als aber Napoleon bei Malo-Jaroslaweß auf den Feind stieß, hielt er es für bedenklich, in dieser Richtung weiterzumarschieren, und bog auf die Straße Moschaisk-Smolensk ein, auf der die Große Armee vor 6 Wochen nach Moskau gezogen war.

Daß große Veränderungen vor sich gingen, hatte man in Moschaisk und den übrigen Etappenstationen der Westfalen an dem Umstande gemerkt, daß vom 19. Oktober ab täglich große Artillerieparcs, Bagagewagen und Fuhrwerke mit Verwundeten und Kranken die große Straße passierten, um auf Smolensk zuzustreben. Aber den meisten kam die Nachricht vom Rückzuge der Großen Armee schier unglaublich vor. „Auf einmal,“ erzählt Rittmeister Baumann, „ereilte uns wie ein Blitz aus heiteren Höhen die Nachricht von dem beschlossenen Rückzug, und dieser Nachricht folgte die Ausführung so rasch auf dem Fuße, daß, ehe wir es uns versahen, der Generalstab des Kaisers eintraf und vor unserm Quartiere „place, place“ rief. Wir mußten unsere Wohnungen gegen ein elendes Biwak vertauschen, und schon am folgenden Morgen wurde in gejagter Eile der Rückzug angetreten.“

Alle auf der großen Straße detachierten Truppenabteilungen des 8. Korps hatten Befehl erhalten, sich in und um Moschaisk zu sammeln, und am 28. Oktober stand das gesamte Korps 8 Uhr früh rechts von der Stadt zum Abmarsch bereit.

Ganz im Gegensatz zum Hinmarsche, wo die Westfalen die Nachhut gebildet hatten, wurden sie jetzt mit der Vorhut des

²⁾ Ueber die alte Frage, wer Moskau angezündet habe, vergl. man die abschließende interessante Schrift von Hans Schmidt (s. Lit.-Verz.), die eingehend den Anteil des Grafen Koltoptschin, der russischen Bevölkerung, der Großen Armee und vor allem des Elementes (Sturmwind) untersucht. — Im russischen Volke wurde geflüchtig die Behauptung verbreitet, daß die fremden Soldaten den Brand verursacht hätten.

Heeres betraut. Gleich hinter ihnen kamen die kaiserlichen Gardes mit Napoleon selber.

„Bis zum letzten Augenblicke vor dem Abmarsch,“ erzählt J. von Borcke, „ließ man uns in Ungewißheit über den einzuschlagenden Weg, obgleich nunmehr kein Zweifel mehr über die Richtung desselben obwalten konnte. Ein Unglück ahnendes Gefühl bemächtigte sich eines jeden, als wir den Ort verließen und den wohlbekanntem Weg über das Schlachtfeld nach dem Kloster Kolozkoi einschlugen, wo das große Hospital gewesen war und mehrere tausend Verwundete und Kranke lagen. So betraten wir denn als Vortrab der Franzosen wieder die unglückliche Straße, auf welcher wir vor zwei Monaten gekommen waren, auf der wir die gräßlichsten Spuren der Verheerung zurückgelassen und Elend und Entbehrungen aller Art ertragen hatten.“

Den Marsch über das Schlachtfeld von Borodino, wo noch unzählige Menschen- und Tierkadaver unbestattet lagen, schildert der Gardejäger Fleck mit folgenden Worten: „Hier wurde Halt gemacht und das ganze westfälische Militär in Front aufgestellt. Gleich darauf kam der Kaiser mit einer zahlreichen Suite herangeritten; es wurden die Honneurs gemacht und darauf mit geschultertem Gewehr im langsamen Schritt über das Schlachtfeld marschiert; der Kaiser ritt mit gezogenem Degen an der Spitze seiner Suite langsam vor uns her, während die Marschälle und die ganze Generalität die Dreimaster in der Hand hielten. Es war gewiß ein herzzerreißender Anblick, die vielen tausend Leichen zu sehen, die zum Teil gräßlich verstümmelt dalagen, und er, der sie in Kampf und Tod gejagt hatte, ritt über sie hinweg. Ich möchte die Gefühle kennen, die in diesem Augenblicke die Seele des Kaisers durchströmten.“

Ein vielleicht noch ergreifenderes Bild menschlichen Jammers bot sich den Westfalen, als sie in der Nähe des Klosters Kolozkoi vorbeikamen. Zwar waren viele Kranke in weiter rückwärts gelegene Hospitäler befördert worden und noch mehr gestorben; aber eine überaus große Zahl verwundeter Offiziere und Soldaten³⁾ befand sich noch in der hilflosesten Lage darin. „Der Anblick dieser Elenden,“ sagt Fleck, „war noch schrecklicher als der des Schlachtfeldes; sie streckten Kopf und Hände aus den geöffneten Fenstern und riefen ihre Waffengefährten um Hilfe an — der gräßlichste Schmerz, das Heimweh, nagte an ihren Herzen. Sie baten unter Tränen, man möchte sie doch mitnehmen und nicht hier sterben lassen, so weit entfernt von den Ihrigen. Doch konnten wir helfen? — Damit das Jammern dieser Unglücklichen uns nicht zu sehr entmutigte, wurde es den Truppen verboten, sich dem Kloster zu nähern und sein Besuch aufs strengste untersagt.“ — „Der Himmel wolle,“ wünscht Lohberg, „daß die ersten

³⁾ Westfalen lagen nicht im Kloster Kolozkoi; übrigens waren alle Kranken des 8. Korps bereits vorausgeschickt.

da eintreffenden Russen menschlich denken und daß die Unglücklichen nicht in die Hände der erbitterten Bauern fallen.“⁴⁾

In Gschatsk, wo man am 29. eintraf, erhielt das westfälische Korps eine nicht unbedeutende Verstärkung durch das 8. Linienregiment, das, wie wir früher hörten, zu Anfang des Krieges in Danzig lag und zum Armeekorps nachgerückt war. Die Stärke des Korps betrug nunmehr (viele Kranke und leicht Verwundete waren wieder hinzugekommen, dagegen hatte man ein ganzes Bataillon (in Weresia) eingebüßt) 4916 Mann Infanterie und 775 Mann Kavallerie; außerdem verfügte man noch über 34 Geschütze.

Den Kaiser sahen die Westfalen jetzt häufig in ihrer unmittelbaren Nähe.⁵⁾ Welch guten Eindruck das 8. Korps trotz aller erlittenen Strapazen auf ihn machte, zeigt der Umstand, daß Napoleon am 30. Oktober ein westfälisches Grenadierbataillon als persönliche Wache für sein Bivak verlangte, und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung, er wolle dem 8. Armeekorps einen Beweis seines Zufriedenheit geben (Lößberg).

Nahrungsfürsorge hatte man im allgemeinen bis Wiasma noch nicht, da die einzelnen Regimenter noch Schlachtvieh mit sich führten und noch Vorräte aus Moschaisk besaßen. Schlimmer stand es dagegen mit dem Schutze gegen die nächtliche Kälte im Bivak, da man als Feuerungsmaterial meistens nur frisch gefällte Birkenbäume zur Verfügung hatte. Die Tage waren zunächst noch sonnig und heiter.

Vom Feinde bekam man bei der Vorhut vorläufig nichts zu sehen. Man wußte nur, daß große Kosakenschwärme in der Nähe waren.

Hatten, wie vorhin gesagt, die mitgenommenen Nahrungsmittel ein paar Tage lang vorgehalten, so erhob sich dann mit einem Male die fürchterlichste Not. Schon bei Wiasma (31. Oktober) waren einzelne Leute aus Entkräftung zurückgeblieben. In den folgenden Tagen wiederholte sich das Schauspiel. Wie es mit der Austeilung von Lebensmitteln um diese Zeit bestellt war, zeigt folgende Eintragung, die Lößberg am 4. November bei Dorogobusch in sein Tagebuch macht: „Beim Regimente sind

⁴⁾ Der württembergische Stabsarzt H. von Roos berichtet als Augenzeuge, daß das Kloster am 30. Oktober von den Franzosen geleert wurde. Jeder vorüberfahrende Wagen mußte auf Befehl des Kaisers einen oder zwei Kranke mitnehmen. So waren diese, wie Roos sagt, groben Kutschern, stolzen Kammerdienern, rohen Marktendern und Trainsoldaten anvertraut, die sich ihrer möglichst bald zu entledigen suchten. Man ließ die Kranken unterwegs zum größten Teile einfach liegen.

⁵⁾ Giese schildert ihn uns folgendermaßen: „Napoleon war seit Gschatsk unser immerwährender Begleiter — dann zu Pferd und dann zu Wagen, im hechtgrauen Oberrocke und Hut, als es gelinde war, im grünen, durch goldene Schüre geschlossenen Samtpelz und tief ins Gesicht gedrückter Mütze, seit die Kälte bestand. In Ermangelung jedweder Lokalität teilte er mit seinen Gardes das Bivak, erwärmte sich an den Wachtfeuern und schlüpfte nächstdem in seinen Wagen.“

die letzten 6 Kühe geschlachtet, und das Fleisch ist so verteilt worden, daß der Mann ungefähr 2 Pfund erhalten hat. Man hat die Soldaten damit bekannt gemacht, daß diese Austeilung, wie die frühere des Branntweins, die letzte aus den Vorräten des Regiments sei, sie also damit haushalten müßten, jedoch in Smolenssk bedeutende Magazine finden würden.“

Mit der Ernährung der Reit- und Zugtiere stand es vielleicht noch schlimmer als mit der Beschaffung von Lebensmitteln für die Mannschaften. In der mehrere Meilen breiten Wüste, durch die man zog, war es fast unmöglich, auch nur die kümmerlichste Fourage aufzutreiben. Man war in der Hauptsache auf elendes Dachstroh angewiesen. Die Kürassierbrigade, die schon seit Moskau nur noch eine Handvoll Leute gezählt hatte, existierte überhaupt nicht mehr als Reitertruppe; die paar Mannschaften schleppten sich mühsam zu Fuß weiter.

So sah dem unseligen Heere ein grimmiger Feind, der Hunger, auf den Fersen; aber ein noch weit fürchterlicherer und viel erbarmungsloserer Gegner war in vollem Anmarsche: der russische Winter. — Am 5. November⁶⁾ als die Westfalen aus Dorogobusch marschierten, fiel der erste Schnee. Der Artilleriewachmeister Jakob Meyer erzählt uns: „Ein eisiger Wind von Nordost pfiß uns ins Gesicht; als die Sonne etwas höher stand, verdichteten sich die Wolken immer mehr, und plötzlich fielen dichte Schneeflocken und füllten, vom Winde getrieben, wirbelnd und stäubend die Atmosphäre. Mit Schrecken sahen wir uns plötzlich vom Winter ringsumher überfallen. . . . Früh wurde es Nacht; der Sturm erhob sich rauher und kälter, und manche konnten das Bivak in der Nähe von Mikalevka vor Ermattung und Elend nicht mehr erreichen. Als wir am andern Morgen von hier aufbrachen, fanden wir fünf unserer besten Artilleristen beim Feuer tot liegen; unser braver Leutnant Döleke und fast wir alle konnten uns bei diesem traurigen Anblick der Tränen nicht enthalten.“

Das Schauspiel, das hier den harten Kriegern noch Tränen entlockt, sollte sich in der Folge Tag für Tag wiederholen, bis die Leute es als etwas Selbstverständliches, Unabwendbares hin nahmen.

Die nächste Folge des immer stärker werdenden Schneefalles und des Glatteises war, daß die Zugtiere nicht mehr weiter konnten. Wie v. Ochs betont, war weder Zeit noch Material vorhanden, um die Pferde scharf zu beschlagen,⁷⁾ und so ging

⁶⁾ Die Angaben schwanken bei den Westfalen zwischen dem 4. u. 6. November.

⁷⁾ Der im Hauptquartier Kutusow's befindliche englische General Wilson erzählt (Narrative etc.), daß einige Kosaken aus seiner Begleitung beim Anblicke der ersten gestürzten Pferde abliegen, aufmerksam die Hufe betrachteten und dann wie Berrückte jubelnd umhertanzten. Auf seine erstaunte Frage zeigten sie ihm den mangelhaften Hufbeschlag der französischen Pferde und priesen Gott, der Napoleon habe vergessen lassen, daß es in Rußland einen Winter gebe.

der größte Teil der Bagage, der nicht besonders gut bespannt war, schon vor Smolensk verloren. Die Tiere waren, wie Einsingen erzählt, so matt, daß sie gar keinen Versuch zum Aufstehen machten, wenn sie einmal gestürzt waren. Siehe versichert, daß oftmals 12—16 Pferde an einem einzigen Feldgeschütz gezogen hätten, und trotzdem sei der kleinste Hügel nicht selten ein unübersteigliches Hindernis für die ausgehungerten, schlecht beschlagenen Tiere gewesen. Kanonen wie Munitionswagen blieben in Masse zurück. Die Geschütze wurden durch Vernageln unbrauchbar gemacht, die Munitionswagen in die Luft gesprengt. General Allix mußte am 9. November fast sämtliches Geschütz auf den mit Glatteis bedeckten Anhöhen vor Smolensk zurücklassen.

Daß die Mannszucht längst gelitten hatte, wird man begreiflich finden. Trotz allen Abmahnens trennten sich ganze Abteilungen vom Korps und zogen, vom Hunger gequält, heimlich querfeldein, um bewohnte Dörfer mit Lebensmitteln aufzusuchen. Daß sie einem schauerlichen Tode entgingen, falls sie russischen Bauern in die Hände fielen, schreckte sie nicht ab. Und doch hörte man täglich schreckliche Dinge von der Grausamkeit der Bevölkerung. Musikus Krollmann sah z. B. eines Tages 12 Grenadiere ermordet in einer Reihe an der Straße liegen. Allen war der Hals abgeschnitten, und das rote, noch rauchende Blut färbte den Schnee.

Der Bestand des 8. Korps wie des ganzen Heeres nahm unter all diesen Umständen von Tag zu Tag reißend ab. Hunger und Kälte allein wüteten derartig, daß, wie v. Ochs erzählt, jeden Morgen Hunderte von Entkräfteten und Sterbenden am erloschenen Bivakfeuer zurückgelassen werden mußten. Händeringend jammerten die Unglücklichen dem aufbrechenden Armeekorps nach, ohne daß es beim besten Willen möglich gewesen wäre, ihnen auch nur die geringste Hilfe zu leisten. Auch das Los der Ueberlebenden war eher alles andere als beneidenswert. Zwar verfügte die Mehrzahl der Westfalen anfänglich noch über warme Kleidung und namentlich über schwere Mäntel, aber Kleidung und Schuhe litten an den abendlichen Bivakfeuern, da jeder der lebenspendenden Flamme möglichst nahe sitzen wollte, ungenehm. Dem armen Gardejäger fleck verbrannte z. B. einmal, als er, mit dem Rücken gegen das kümmerliche Feuer gewandt, eingeschlafen war, der Mantel und die Uniform bis auf das Hemd herab den ganzen Rücken entlang. — Allmählich tauchten dann auch bei den Westfalen jene abenteuerlichen Vermummungen auf, unter denen man die Mitglieder der ehemals so stolzen Großen Armee sich vorzustellen gewohnt ist.

Die Nahrung der frierenden Mannschaften bestand in der Hauptsache aus dem Fleische der fallenden Pferde. Sobald ein Tier stürzte, fielen, wie Einsingen erzählt, die hungrigen Soldaten darüber her, gaben ihm den Gnadenstoß und schnitten, oft

ohne den Tod des Tieres abzuwarten, Stücke aus der Keule und rissen den Bauch auf, um die Leber zu erhalten. — Auch Hundefleisch wurde nicht verschmäht. Lohberg, der am 8. November im letzten Bivak vor Smolensk als einzige Lebensmittel noch eine Bouillontafel und etwas Kaffee besaß, schreibt: „Mit Pferdefleisch habe ich einen Versuch gemacht; zu dem Hundefleische, wogegen ich den größten Widerwillen habe, überzugehen, wird mir sehr schwer fallen. Diese armen Tiere werden gewöhnlich auf den Brandstätten von den Soldaten eingefangen, welche sie mit Stricken oft mehrere Stunden, ja selbst Tage lang hinter sich herschleifen und sie endlich erdroffeln. Viele werden auch erschossen oder mit Säbeln getötet.“ — Wozu Lohberg sich noch nicht entschließen konnte, das war andern Offizieren längst vertraut geworden. Leutnant Giese z. B. schätzt sich am 7. November glücklich, mit seiner Abteilung wenigstens einen Hundebrot zu gemeinschaftlichen Male zu besitzen.

Die meisten der von Hunger und Frost gequälten Menschen hielt nur noch der Gedanke an Smolensk, wo man Ueberfluß an Vorräten zu finden hoffte, aufrecht. Am 9. kam man über das Schlachtfeld vom August, aus dessen Massengräbern, wie Einzingen erzählt, Beine und Arme wie drohend hervorragten, und dann sah man das heißersehnte Ziel, die Stadt Smolensk, vor sich liegen.

„Die Freude, in der Nähe des versprochenen Ueberflusses zu sein,“ erzählt Sergeant Leifels, „war unaussprechlich — ich möchte sagen, die Freude war so groß, daß manche daran starben. — In dem Augenblick, da wir der alten Mauern ansichtig wurden, blieb zwar alles stumm, wie es schon lange die Entkräftigung gebot, aber die Kräftigsten griffen ihre Nebenleute bei der Hand und wohl gar um den Hals und blickten nach den Thürmen, und jeder verstand diese stumme Sprache.“

Wie schwer aber wurden die armen Westfalen enttäuscht! Ein kaiserlicher Befehl trieb sie östlich weiter vorwärts auf die Straße von Jelnia, wo sie zur Unterstützung einer französischen Abteilung Stellung nehmen sollten.

Der großen Masse der Westfalen ist die Stadt mit ihren Magazinen verschlossen geblieben. Nur einzelne Abteilungen haben sie zum Lebensmittelempfang betreten.

Wie sehr die Erwartungen des Kaisers und des Heeres bezüglich der hier aufgestapelten Vorräte enttäuscht wurden, das soll uns ein ungenannter westfälischer Offizier als Augenzeuge schildern. Seine Erzählung ist auch deshalb besonders interessant, weil sie ein Streiflicht auf die Schäden der französischen Heeresverwaltung wirft und uns ein Bild von den Zuständen vor und in der Stadt entwirft.

Der Offizier war von Junot, der draußen in einem ziemlich erhaltenen Schlosse sein Quartier aufgeschlagen hatte, mit

einer kleinen Truppe zur Stadt geschickt worden, um Lebensmittel, Fourage und eine Menge auf einer Liste verzeichneter Luxusgegenstände beizutreiben. „Er^s) fand die Tore der Stadt fest geschlossen; ein fortwährend anwachsender Schwarm von Isolierten aller Grade, Waffen und Farben umlagerte sie. Mühsam an drei Tore nach und nach gelangt und fortwährend abgewiesen, weil er zu seiner Legitimation nichts vorzeigen konnte als die in der That sehr lächerliche Küchen-, Keller- und Toilettenliste des Herzogs von Abrantes, erfuhr er endlich von einem ihm persönlich bekannten Brigadier der Gendarmerie, daß seit dem vorigen Tage schon die Stadt gefüllt sei mit Unbewaffneten, welche der Hunger vorausgetrieben; daß man (um bei dem schwachen Stande der Garnison nicht Plünderung der Magazine befürchten zu müssen, deren Bestand ohnehin durch Abfendungen sich verringert) einen Teil der Hungrigen hinausgetrieben nach oberflächlicher Verpflegung, gegenwärtig mit neuen Verteilungen sich beschäftige, der Gouverneur aber vor dem Empfange neuer bereits verlangter Befehle des Kaisers, den man ohnehin erwarte, das Öffnen der Tore geradezu verboten habe. Traurige Aussicht! Indes der brave Brigadier erheiterte sie durch den Rat, dem kleinen Kommando einstweilen dicht am Tore einen Biwakplatz anzuweisen, während er für Lebensmittel und Strohlager sorgen wolle. Der ganzen Autorität dieses Ehrenmannes und eines bedeutenden Aufwands an französischen Glüchen bedurfte es, um notdürftig Raum zu gewinnen; die Lebensmittel — Brot und Branntwein — kamen, wurden rasch verteilt und fast noch rascher verzehrt; doch die armen Pferde mußten fasten, denn das verheißene Stroh erschien nicht. An Rast war ebensowenig zu denken; die ganze Nacht verging in Kämpfen mit der hungrigen Menge, und mehr als einmal mußten Säbel und Pistol gezogen, die Gendarmierewachen zur Hülfe gerufen werden, um die Pferde vor dem Erwürgen und Zerreißen zu retten. Furchtbare Glüche gegen jedermann, vom Kaiser bis zu den wachhabenden Gendarmen herab, erfüllten die Luft, Drohungen wechselten mit Bitten: es war, als hätte die Hölle alle Verdammte mit ihren Qualen losgelassen gegen Smolensk. Dazu ein dichtes Schneegestöber, das ein Feuer kaum aufkommen ließ; mit dem Aufhören desselben gegen Morgen eine schneidende Kälte, herangeführt von einem scharfen Nordwinde. Der erste, bleiche und kalte Sonnenblick fiel auf eine unbeschreibliche Szene — auf ein Totenfeld, aus dem sich ein Teil geisterähnlicher Gestalten erhob, während ein anderer Teil liegen blieb: auf Gestorbene und Sterbende und Jammernde und Fluchende.

Als mit dem Morgen sich in der Lage der Dinge vor Smolensk nichts änderte, beschloß der Offizier, sich möglichst nahe an die Dnieperbrücke zu begeben, um dort mit irgend einer Gelegenheit in die Stadt zu kommen. Das Glück war ihm günstig; kaum

§) Der Autor redet von sich stets in der dritten Person.

dort angelangt, gewährte er einen Ordonnanzoffizier des Kaisers, der eben über die Brücke kam. Sich bei diesem melden und die Erlaubnis zum Eintritt in die Stadt erhalten, war eins. Aber damit war sein Ziel noch keineswegs erreicht, an einen Lebensmittelpfang nicht zu denken; denn während ein Teil der Garnison die Magazine umstand, um sie vor der Plünderung durch die Isolierten zu schützen, trieb der andere, auf die Nachricht von des Kaisers Ankunft, diejenigen aus der Stadt, die unter Waffen treten entweder nicht konnten oder nicht wollten, sowie alles, was vom Trosse sich dort hineingedrängt hatte. Der Name des Kaisers wirkte mehr, als seit 2 Tagen alle Maßregeln des Gouverneurs gewirkt hatten. In der Stadt stob die Menge der Isolierten auseinander, in dem Gewühle vor den Toren ward es zum Abzuge rege.

Da kam sie heran, die alte Garde, die durch Mut und Zucht privilegierte Truppe: die Seele, das Leben der Armee. Wie ernst die Gesichter, wie fest der Tritt! Wie stolz schritten sie einher, diese Eisenmänner mit bereiftem Bart und Haupthaar, das Auge scharf gerichtet auf den Kaiser in ihrer Mitte!

Den Kaiser schien das, was er sah, unangenehm zu berühren; auch war in der Tat der Anblick eines fast unübersehbaren Häufens waffenloser, abgerissener und halbverhungertes Soldaten nicht erfreulich. Bei seinem Eintritte in Smolensk figurirte er fortwährend lebhaft mit Kopf und Händen gegen seine Umgebung: offenbar in ungewöhnlicher Aufregung. Später erzählte man sich, er habe den Gouverneur gräßlich empfangen, ihm vorgeworfen, daß er nicht die Isolierten eingelassen, sie verpflegt, bewaffnet, in Abteilungen organisiert und ihnen damit das rechte Soldatengefühl wiedergegeben, die Untauglichen durch Krankheit oder Verwundung sofort nach Wilna geschickt und so die Armee von einer ungeheuren Last befreit habe usw. Was Wunder, daß er — der beim Verlassen der Stadt zum Zuge nach Moskau (am 24. August) alle für ihre Proviantierung und Armierung als Hauptdepot nötigen Befehle gegeben und alle Fonds angewiesen hatte — bei der Revision der Bestände, die er sofort und persönlich vornahm, mit höchster Genauigkeit verfuhr. Mächtig flammte sein gerechter Zorn auf, als er erkannte, daß jene Befehle entweder gar nicht oder doch sehr dürftig und verkehrt befolgt waren. Sobald aber er, dessen Gedächtnis genauer rechnete als alle Kalkulatoren auf dem Papiere, den Administrationsbeamten bewies, daß in Smolensk Lebensmittel und Futter auf 14 Tage für 100 000 Mann sein müßten und nicht die Hälfte sich vorfinde, ja mancher Artikel (z. B. Fleisch) fast ganz fehle; da stürzte ihn alles zu Füßen und flehte um Gnade. Das jedoch war nur eine Komödie, nichts weiter. Die Leute kannten ja den Kaiser; sie wußten, daß solche Ausbrüche des Zornes, besonders wenn sie durch übermäßiges Kriechen und Flehen der Schuldigen bis zur Verachtung gesteigert wurden, selten anders als mit einfachem

Wegjagen der Verachteten endigten; was für die heuchelnden Betrüger keine Strafe war, da sie ihre Beute gewiß schon in Sicherheit gebracht hatten. Indes nicht allezeit ging das so ab; aus der Verbrechermasse — denn den damals systematisch betriebenen Diebstahl konnte kein einzelner vollbringen — griff Napoleon sich mitunter einen — den Schuldigsten — heraus und gab ihn der Strenge des Gesetzes preis. So hier einen Oberfleischlieferanten, der nach dem Zahleninhalte seiner Rechnungen fast tausend Stück Ochsen zur Armee geschickt haben wollte, während er in der Tat nichts geschickt hatte. Aus dem an Napoleon hierüber erstatteten Berichte ging hervor, daß dieser Mensch die Ochsen an Juden verkauft und diese sie den Russen zugeführt hatten. Der Kaiser befahl, ihn einer Militärkommission zu übergeben. Indes was war die Bestrafung eines einzelnen da, wo das Verbrechen so ins Große getrieben wurde, daß ganze Magazin- und Lazarett-administrationen zusamt den Fonds und Vorräten plötzlich verschwanden.“

Wie man hier sieht, waren alle Hoffnungen auf sichere Unterkunft und genügende Verpflegung in Smolensk zuschanden geworden. Nur die kaiserlichen Gardes erhielten wie immer Lebensmittel im Ueberfluß, so daß sie von ihrem Vorrat, wie Loßberg versichert, noch andern Truppenabteilungen verkauften.

Die von den Westfalen zum Nahrungsmittelempfang abgesandten Kommandos hatten lebensgefährliche Kämpfe an den Stadttoren und in der Stadt selbst auszustehen. Loßberg langte z. B. am 12. November morgens um 11 Uhr mit seinen Fourageurs vor der Stadt an, geriet in ein fürchterliches Gedränge und kam erst abends um 7 Uhr, nachdem er nur etwas Mehl erhalten hatte, mit der Hälfte seiner Leute zu der Stelle zurück, wo er vor 8 Stunden gestanden hatte. Die andere Hälfte der Mannschaft war inzwischen zum Lager zurückgelangt und hatte ihn mit den andern als tot aufgegeben. — Hauptmann v. Einsingen hatte am Tage vorher etwas mehr Glück, indem er nach stundenlangem Warten mit Brot beladen heimkehrte. — Dagegen stand Leutnant Giese sehnsüchtig vor dem Stadttore, ohne zum Ziele zu kommen.

Was die Westfalen aus der Stadt erhalten haben, beschränkte sich auf einiges Mehl und Brot. Durch einzelne Requisitionskommandos, die sie in die Umgegend von Smolensk ausschickten,⁹⁾ erhielten sie größere Vorräte, als die gepriesenen kaiserlichen Magazine ihnen geboten hatten.

⁹⁾ Solche Requisitionszüge waren natürlich auch schon an den vorhergehenden Tagen unternommen worden und nicht selten vom Glück begünstigt gewesen. Aber natürlich kamen die mitgebrachten Vorräte nur einzelnen Abteilungen zugute. — Die mit solchen Beutezügen beauftragten Trupps erlebten nicht selten die gefährlichsten Abenteuer mit Bauern, Kosaken und marodierenden Nachzüglern. Giese z. B. erzählt von mehreren solcher gefährlichen Unternehmungen.

Während der dreitägigen Ruhe bei Smolensk hatte Napoleon alle Isolierte heranziehen und zu neuen Verbänden zusammenschließen wollen. Das war ihm auch zum Teil gelungen.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie fürchterlich die einzelnen Korps zusammengeschmolzen waren. Die Westfalen zählten bei Smolensk noch etwa 1500 Mann. Die 3 Infanteriebrigaden bildete man zu 3 Bataillonen um, in denen die Brigadiers den Dienst der Bataillonschefs und diese den Dienst der Zugführer versahen. Viele Offiziere waren ganz ohne Kommando. — Die leichte Kavallerie zählte noch über 100 Pferde. — Die letzten Kanonen nebst Munitionswagen gingen am 14. November verloren.

Am 12. November schickte Napoleon die Westfalen als Vorhut weiter nach Orsza; gleichzeitig folgten die Polen sowie die unberittene Kavallerie und die Reserveartillerieparcs. Daran schlossen sich die Garde, und an jedem weiteren Tage folgte ein anderes Korps.

Drei Tage später, am 15. November,¹⁰⁾ geriet die Vorhut zum ersten Male mit dem Feinde zusammen. Kutusow, der seit Malo-Jaroswalez bedächtig hinter der Großen Armee hergezogen war, hatte sie bei Smolensk überholt und schickte sich an, ihr in der Gegend von Krasnoi den Weg zu versperren. Ein besonders weit vorgeschobenes russisches Korps griff die Westfalen an, nachdem es schon vorher den der Avantgarde vorauseilenden Troß der Isolierten und einen großen Park an Fuhrwerken abgefangen hatte. In einem Defilee bei dem Dorfe Merlino sperren die Russen plötzlich die Straße und richteten ihr Geschütz auf die armseligen Ueberreste des 8. Korps, dem sich kurz vorher einige Bataillone der französischen jungen Garde angeschlossen hatten.

Hätten die Russen bei der herrschenden fürchterlichen Kälte energisch angegriffen, so wären die Westfalen schon hier gänzlich aufgerieben worden. Loßberg erzählt, daß sein Nebenmann in dem Augenblicke, als die Kugeln einschlugen, sagte: „Die Toten sind glücklich! Gott erbarme sich aber der Verwundeten!“ Dieser Ausspruch beleuchtet die Lage: jeder einzelne, der fiel, sah den schrecklichsten Tod im tiefen Schnee vor Augen; an Hilfeleistung war nicht zu denken.

Glücklicherweise verlief die Sache glimpflich. Die westfälischen Truppen gingen, von General v. Wchs geführt, mit so verzweifelter Entschlossenheit vor, daß die Russen rechts abzogen und sich damit begnügten, die Westfalen aus der linken Flanke mit Geschütz zu beschießen. Der Schaden war gering.

¹⁰⁾ Es war der Geburtstag des Königs Jerome. Einige französische Generale ohne Kommando, die sich dem Korps angeschlossen hatten, verfehlten nicht, die Westfalen zu ermuntern, sich heute am Geburtstage ihres Königs besonders tapfer zu schlagen. — Junot ließ sich überhaupt nicht blicken; er spielte während des ganzen Rückzuges nur eine passive Rolle und hielt sich meistens in seinem Reifewagen auf (Loßberg).

Einen unerseßlichen Verlust aber hatte das Korps durch Einbuße des von Kosaken geplünderten Fuhrparks erlitten. Kriegs- und Regimentskasse, sämtliche Bagage der Offiziere und anderes mehr war verloren.

Die folgenden Korps der Großen Armee hatten bei Krasnoi in den Kämpfen vom 15.—18. November so schwere Verluste, daß man ihre Auflösung als fast vollendet betrachten konnte. Seinen Zweck, dem französischen Heere den Weg gänzlich zu verlegen, hat Kutusow aber nicht erreicht.¹¹⁾

Wie wir vorher, bei der Erwähnung des Gefechtes von Merlino hörten, herrschte noch immer die fürchterlichste Kälte. Die Bivaks zeigten an jedem Morgen dasselbe Bild; sie hatten, wie Gieße sagt, das Aussehen von Schlachtfeldern. Zwar bot gelegentlich eine Hütte oder Scheune Unterkunft; aber auch da war man nicht immer gegen Schneefall und Kälte geschützt, da die nachfolgenden Soldaten unter Umständen das ganze Dachgebälk abtrugen, um Feuerungsmaterial zu erhalten; ja man zündete aus Haß und Neid gegen die darin Befindlichen wohl das ganze Gebäude an. Loßberg, Borcke und Gieße berichten solche Fälle.

Das immer höher steigende Elend drohte die ganze Armee in Marodeurs aufzulösen. Auch dem westfälischen Korps gingen Tag für Tag neue Abteilungen verloren, die meilenweit landeinwärts zogen, um Lebensmittel zu suchen. Wie bereits früher gesagt, fielen sie nicht selten den Bauern oder Kosaken zum Opfer. Jedenfalls trugen sie zur Vermehrung der zahllosen Banden bei, die links und rechts, vor und hinter und mitten zwischen den getrennt marschierenden regulären Korps die Gegend durchzogen.¹²⁾

¹¹⁾ Es gelang nicht einmal, den Marschall Ney, der als letzter aus Smolensk aufgebrochen und durch ein russisches Armeekorps abgeschnitten war, festzuhalten. Ney hat auf seinem berühmten Rückzuge, der ihn über das brechende Eis des Dnieper und durch zehnfach überlegene Feinde führte, derartige Wunder der Tapferkeit verrichtet, daß man, wie Loßberg sagt, vergebens in der älteren und neueren Geschichte nach einem Gegenstück zu dieser übermenschlichen Leistung sucht.

Ein einziger Westfale, derselbe, der uns vorher die Zustände in Smolensk geschildert hat, ist Teilnehmer dieses Zuges gewesen. Er hatte sein Armeekorps, das schon abmarschiert war, nicht mehr erreichen können und sich deshalb bei Ney, der als letzter aus Smolensk zog, gemeldet. Dieser teilte ihn seinem Stabe zu. — Von dem Westfalen besitzen wir dann auch eine meisterhafte Schilderung der Erlebnisse der Ney'schen Truppe, die mit 7000 Mann aus Smolensk zog und mit nur 1200 (nach andern nur 900) zu Tode strapazierten Soldaten in Drzsa eintraf. (Einen Teil aus der Darstellung des Westfalen findet man bei Holzhausen.) — Besonders ergreifend wirkt die Schilderung des Empfanges der ruhmgeliebten Helden durch ihre Kameraden und den Kaiser selber (bei Holzhausen nicht abgedruckt).

¹²⁾ Die an der Spitze marschierenden Westfalen haben das namenlose Elend der Großen Armee in vollem Umfange nicht einmal zu sehen bekommen. General Wilson (in Kutusow's Hauptquartier) sagt über diese Novembertage (Diary): „No pen can truly convey the image. The naked masses of dead and dying men; the mangled carcasses of ten thousand horses, which had, in

Am 16. November langten die Westfalen in Siady, einem Städtchen an der Grenze von Alt- und Neurußland an. Hier fand man Einwohner, geheizte Quartiere und Lebensmittel. Wie v. Ochs erzählt, hob sich der Mut der Truppe durch diese Umstände derartig, daß man sich schon für alle Zukunft geborgen glaubte und am folgenden Tage den Marsch mit Ruhe und ziemlicher Heiterkeit fortsetzte.

Am 19. November passierte das 8. Korps bei Orsza den Dnieper und ruhte einige Stunden in der Stadt. Auch hier fand man Lebensmittel vor.

Während des Aufenthaltes in Orsza hatte General v. Ochs ein rührendes Erlebnis, das verdient, hier ausführlich mitgeteilt zu werden. Der Verfasser des „Buches vom Jahr 1812“ erzählt die ergreifende Episode mit folgenden Worten:

„Nach unsäglichen Beschwerden ist General Ochs auf dem Rückzuge von Moskau nach Orsza gekommen. Am Obdach — damals eine seltene Gunst — zu suchen, geht er zu dem Bürgermeister Berk, bei dem er auf dem Hinmarsche einquartiert gewesen war, und bittet um Aufnahme; wobei er als genügend ein kleines ihm bekanntes Zimmer bezeichnet. In diesem — sagt man ihm — liege ein kranker westfälischer Offizier, der jedoch wahrscheinlich an demselben Tage noch sterben werde; dann solle er das Zimmer haben. Der General geht hinauf zu dem kranken Kameraden; er achtet es für seine Pflicht, ihn zu sehen, seine Bedürfnisse zu erkunden, seine letzten Aufträge für die Seinen entgegenzunehmen: vielleicht sieht er, obwohl alternd und angegriffen, das Vaterland wieder. Er findet — den eigenen Sohn. In der Schlacht bei Borodino ist dieser schwer verwundet worden; der sorgliche Vater hat ihn sofort und mit allem Nötigen, selbst mit einem Chirurgen versehen, zurückgeschickt und glaubt ihn längst in Sicherheit. Doch zu der Wunde hat sich ein Nervenfieber gesellt und die weitere Reise unmöglich gemacht. Der Chirurgus, sein Diener sind verschwunden, die Menschenliebe seiner Wirtsleute allein hat ihn bis dahin erhalten. Welch ein Wiederfinden! Es steht der Vater am Lager des besinnungslosen Sohnes; sein letzter Trost ist noch: ihm die Augen zudrücken zu können. Da kommt der Befehl, daß schon in zwei Stunden wieder ausgerückt werden soll. Was zu tun? Wie mit der Pflicht des Gehorsams die Forderungen der Vaterliebe in Einklang bringen? Aber bei dem alten Krieger sind Entschluß und Tat eins. Ein Kamerad überläßt ihm einen kleinen, mit

some cases, been cut for food before life had ceased, the craving of famine at other points forming groups of cannibals; the air enveloped in flame and smoke; the prayers of hundreds of naked wretches, flying from the peasantry whose shouts of vengeance echoed incessantly through the woods; the wrecks of cannon, powder-waggon, military stores of all descriptions, and every ordinary as well as extraordinary ill of war combined with the asperity of the climate, formed such a scene as probably was never witnessed to such an extent in the history of the world.“

Leinwand bedeckten Wagen; darauf wird, wohl eingehüllt, der franke Sohn gelegt, den der Vater nicht aus den Augen läßt. Er selbst führt stundenlang die Zügel und so den geliebten Kranken durch Schluchten und über Brücken, durch Wagengedränge und Menschengewühl mit Hülfe seines treuen Dieners. Gott hilft beiden: dem Sohne durch die reine Luft, dem Vater durch wundersame Kräftigung. Unter des Vaters unausgesetzter Pflege geneset der Kranke. Noch einmal trennt sie der beispiellose Drang beim Uebergang über die Beresina; doch sie finden sich wieder, und das gastliche Preußen nimmt bald beide auf. Glückliche gelangen sie in die Heimat zurück.¹³⁾

Am Nachmittag des 19. November hielt Napoleon seinen Einzug in Orsza und benutzte die Zeit bis zum folgenden Mittag, um die Reste seines Heeres, so gut es ging, noch einmal zu sammeln, Lebensmittel zu verteilen und die überflüssige Baggage zu vernichten. Viel Glück hatte er mit diesen Maßnahmen nicht, da sich, wie Lohberg versichert, zwei Drittel der Armee ohne Waffen marodierend umhertrieben.

Eine der folgenschwersten Verordnungen, die Napoleon in Orsza traf, war die Verbrennung eines dort vorgefundenen Brückentrains von 60 Pontons; die Bespannung wurde der Artillerie überliefert. Der Kaiser rechnete mit Bestimmtheit auf die von Franzosen besetzte feste Brücke bei Borisow an der Beresina und konnte nicht ahnen, daß er sich mit seiner Verordnung ins eigene Fleisch schnitt. Wären einige Tage später die zerstörten Pontons zur Stelle gewesen, dann hätten die Ereignisse an der Beresina ein ganz anderes Gesicht erhalten.

Die Westfalen waren inzwischen weitergezogen. Die Kälte

¹³⁾ Die Biographie des Generals v. Dchs erzählt diese Geschichte in derselben Weise. — Gänzlich davon abweichend berichtet J. von Borcke, der General habe seinen kranken Sohn nach der Schlacht bei Borodino mit nach Moschaisk genommen und ihn von da zurückgebracht. — Diese Darstellung kann schon deshalb nicht richtig sein, weil der Biograph des Generals v. Dchs dessen näher Verwandter (Schwiegersohn) war und die Erzählung aus von Dchs' eigenem Munde und aus seinen Originalpapieren hatte. — Außerdem gibt der westfälische Offizier, der oben zitiert ist, die Darstellung genau so wie v. Dchs. — Und schließlich schreibt Lohberg am 28. Dezember 1812 aus Osterode an seine Frau, (nachdem er bemerkt hat, daß v. Dchs mit seinem Sohne angelangt sei): „Nur das ihn (den bei Borodino verwundeten Sohn) der Vater zufällig in Orsza gefunden, hat ihn am Leben erhalten; denn zu seiner Wunde hatte sich noch das Nervenfieber gesellt. Der Vater, welcher nichts mehr zu kommandieren hatte, gab sich nun ganz der Leitung und Pflege seines Sohnes hin, den er glücklich und zwar oft mit eigener Lebensgefahr durch alle Schrecknisse des Rückzuges geführt hat.“ — Der Herausgeber der Kriegserinnerungen des J. von Borcke, Major von Leszczynski, gibt der Lesart Borckes den Vorzug und behauptet, Lohberg kenne die ganze Sache nur vom Hörensagen. — Es wäre aber doch höchst merkwürdig, wenn Lohberg, der als Stabsoffizier andauernd mit v. Dchs in Verührung kam und mit ihm in Moschaisk einquartiert war, niemals etwas von dem kranken Generalssohne gesehen und gehört hätte, falls dieser wirklich, wie Borcke erzählt, von Borodino nach Moschaisk gebracht wurde und von dort aus den Rückmarsch mitmachte.

hatte nachgelassen; es trat Tauwetter ein, und die Wege wurden grundlos.

In Orsza hatte das Korps noch etwa 400 Kombattanten gezählt. Aber auch diese winzige Truppe trug den Keim der Auflösung in sich. In Bobr, wo man am 22. November bei strömendem Regen anlangte, wurde aus den drei nur noch dem Namen nach bestehenden Bataillonen ein einziges gebildet. Diesem wurde ein altes Kirchengebäude als Quartier angewiesen. Nach Łoźberg zählte es 160 Mann.

Alles, was von der Großen Armee noch lebte und nicht gefangen war, fand sich allmählich in Bobr und Umgegend ein. „Man hört hier,“ sagt Łoźberg, „in allen Sprachen Klagen und Verwünschungen, die einem das Innere des Lebensmarkes erschüttern.“

Die Fahnen des gesamten westfälischen Armeekorps wurden am 24. November beim Ausbruch aus Bobr von ihren Stangen getrennt, diese verbrannt und die Fahnentücher den Regiments- und Bataillonschefs zur persönlichen Obhut übergeben. „Durch diese Maßnahme,“ klagt Leutnant Giese, „war zur größten Betrübnis ein Kleinod beseitigt, das für den Krieger als das wahre Palladium der Ehre und des Ruhms gilt und ihn mit magischer Kraft zu Großtaten begeistert, und es hatte ein Armeekorps aufgehört zu sein, wie man ein solches vielleicht nie zuvor zweckmäßiger und formidabler ausgerüstet, nie imposanter und kraftvoller gesehen.“

Vom 8. Armeekorps bestand allerdings noch eine kleine geschlossene Abteilung — das vorher erwähnte schwache Bataillon — aber auch diesem sah man, wie Łoźberg versichert, an, daß es bald verschwunden sein werde. — Morgens 9 Uhr zog die winzige Truppe mit einer ihr überlassenen Fahne aus Bobr ab.¹⁴⁾

Ihr folgten nach und nach die anderen Reste des 8. Korps: überflüssig gewordene Generale und Offiziere und marodierende Soldaten. In Gruppen, wie Freundschaft oder Sympathie sie zusammenführte, zogen alle demselben Ziele, der Beresina, zu.

¹⁴⁾ Von der westfälischen leichten Kavallerie unter General von Hammerstein hört man hier nichts. Sie hielt sich stets auf Seitenwegen und hat den Rückzug deshalb verhältnismäßig gut überstanden. Es gelang, wie Łoźberg und v. Dohz mitteilen, dem tapfern General, mit einer geschlossenen Abteilung von fast 100 Reitern die Beresina zu überschreiten.

6.

Die Ereignisse an der Beresina.

Johann von Borcke erzählt uns, daß um die Zeit, wo die Westfalen Orsza verließen, unbestimmte neue Befürchtungen im Heere umgegangen seien. „Ein dunkles Gerücht hatte sich verbreitet, zwei neue feindliche Armeen bedrohten unsere Rückzugslinie, nachdem die unter Kutusow uns aus ihren Scheren losgelassen und hinter dem Dnieper Halt gemacht hatte. Ohne verfolgt zu werden, näherten wir uns der Beresina; aber auf dem Marsche gewannen die Gerüchte immer mehr Gestalt, und die Namen „Tschitschagow, Beresina“ gingen von Mund zu Munde. Beim Vormarsch vor vier Monaten war der Fluß jedem sehr unscheinbar erschienen, jetzt aber, wo es möglich schien, daß das Ueberschreiten desselben streitig gemacht werden könnte, erinnerte man sich der langen hölzernen Brücke bei Borisow und der schwarzen, morastigen Ufer genau, und diese Erinnerungen genügten, um schon vor der Möglichkeit, hier gegen eine feindliche Armee den Uebergang erkämpfen zu müssen, zurückzuschauern.“

Die hier ausgesprochenen Befürchtungen sollten durch die Wirklichkeit noch überboten werden. Das unglückliche Heer, das sich mit seinen Haufen halbverhungertes Soldaten, den Massen verzweifelter Mordeure und einem immer noch endlosen Trossen von Markentendern und Bedienten, Moskauer Bürgern, Frauen und Kindern der Beresina entgegenwälzte, ging erst nach seinen schwersten Tagen entgegen.

Mühselig wankten die zerlumpten, teilnahmslos vor sich hinstarrenden Menschen dahin; man darf nicht etwa annehmen, daß die kürzlich herrschende mildere Witterung belebend auf Mensch und Tier eingewirkt hätte; im Gegenteil: der Marsch durch die schmelzenden Schneemassen, durch den Kot und Schlamm war erst recht beschwerlich, und obendrein brachen bei vielen infolge des Temperaturwechsels Krankheiten wie Diarrhöen und Typhus aus. — Außerdem hatte das Tauwetter die eine schwerwiegende Folge, daß auf Bächen und Flüssen das Eis zerging und somit dem fliehenden Heere nach Zerstörung der festen Borisower Brücke die Möglichkeit zum Uebergange über die Beresina genommen wurde.

Inzwischen hatte man auch erfahren, daß die unbestimmten Gerüchte vom Herannahen zweier feindlicher Heere nicht aus der Luft gegriffen gewesen waren. Von Norden und Süden waren gleichzeitig zwei russische Flügelarmeen zur Beresina beor-

dert worden, um dort nach dem Willen des Zaren Napoleon den Uebergang zu versperren. Admiral Tschitschagow hatte von Süden her 31 500 Mann herangeführt, sich des von der Division Dombrowski verteidigten Borisjows bemächtigt und war somit Herr des Beresinaüberganges geworden. Da nun auch General Wittgenstein von Norden her jeden Tag mit einem Heere von 30 000 Mann erscheinen konnte, befand sich der Kaiser samt seiner Armee in der furchtbarsten Lage. Zwei große, wohl ausgerüstete Heere sah er vor sich, und Kutusjows Hauptheer stand ihm im Rücken.

In dieser höchsten Not eilten auf Napoleons Signal Oudinot und Victor¹⁾ herbei, um mit ihren noch verhältnismäßig frischen Korps das wankende Hauptheer in den Tagen seiner schwersten Prüfung zu stützen.

Oudinot entriß dem Feinde im ersten Ansturm das kurz zuvor genommene Borisjow; aber es gelang den Russen, beim Rückzuge die ganz unersetzliche Beresinabrücke zu zerstören, und Tschitschagow blieb Herr des westlichen Ufers.

Inzwischen war Viktor von Krasnogura her heranzumarschirt und bei Losniza mit den Resten der Großen Armee auf der Straße von Bobr zusammengetroffen. — Erschütternd, ja geradezu niederschmetternd war der Eindruck, den die Viktorischen Soldaten von der ehemals so herrlichen Großen Armee erhielten. Niemand hatte etwas Derartiges geahnt.

Der Sergeant Coenges aus Altena kleidet sein Entsetzen in folgende Worte:

„Wir, noch unverseht und kräftig, sahen jetzt auf einmal die fast ganz aufgelöste Armee. Von ihren Anfällen wußten wir noch nichts, denn man hatte sie sogar unseren Offizieren sorgfältig verschwiegen. Als wir daher statt jener großen Kolonne, die Moskau eroberte, hinter Napoleon nichts erblickten als einen langen Zug von Gespenstern, die mit Lumpen und Weiberpelzen, mit Stücken von Tapeten oder mit schmutzigen, vom Feuer versengten und zerrissenen Mänteln bedeckt, und deren Füße mit Lumpen aller Art umwickelt waren, wurden wir vom höchsten Erstaunen ergriffen. Ja, mit Entsetzen sah ich diese Unglücklichen,

¹⁾ Beide hatten gegen Wittgenstein an der Düna operiert. Bei Viktor (9. Korps) standen, wie wir wissen, die bergischen Truppen. Das 9. Korps war Anfangs September aus Kowno aufgebrochen, um über Wilna, Borisjow, Orscha nach Smolensk zu marschieren. In Smolensk lag man bis Mitte Oktober und brach dann zur Düna auf. Die Schicksale der Truppen waren dieselben wie die des Hauptheeres (in entsprechend geringerem Maßstabe): beschwerliche Märsche, mangelhafte Ernährung, Einflüsse des Klimas. Als das 9. Korps mit der Großen Armee bei Losniza zusammentraf, zählte es nur noch etwa ein Drittel seiner ursprünglichen Stärke, hatte aber immer noch kriegerische Haltung. — Die Bergischen hatten die schwersten Verluste gehabt; ein bergisches Bataillon, das in Witepsk gelegen hatte, war bei der Einnahme der Stadt in Gefangenschaft geraten, und die bergische Artillerie hatte bisher so gelitten, daß sie kein Geschütz mehr auf die große Straße brachte. (Vergl. Ardenne, Martgr. v. Baden, Zech, Zimmermann.) — Oudinot führte das 2. Korps.

abgezehrt, mit bleichen Gesichtern und struppigen Bärten, ohne Waffen und ordnungslos durcheinander marschierend, mit gesenktem Haupte, die Augen starr auf die Erde gerichtet und in tiefem Schweigen, gleich einem Haufen Gefangener, vorüberziehen. Am meisten fielen mir die einzelnen Generale und Obersten auf, die, nur mit sich selbst beschäftigt, bloß daran dachten, ihre noch übrige Habe oder ihre Person in Sicherheit zu bringen. Die Soldaten, mit denen sie vermischt marschierten, achteten nicht auf sie. So wie sie ihnen nichts mehr zu befehlen hatten, konnten sie auch nichts mehr von ihnen erwarten, da durch die allgemeine Not jedes Band aufgelöst und jeder Unterschied des Ranges vernichtet war. Noch schaudert mich, wenn ich an diese Augenblicke denke.“

Leutnant Zimmermann versichert sogar, daß viele bei dem Anblicke solch nie gesehenen Elends Tränen vergossen hätten. Ueber die erste Begegnung der Viktorschen Truppen mit Napoleon erzählt er dann: „Endlich erschien der Kaiser in einem schlechten Pelzrocke, mit einem Stock in der Hand, umgeben von einem Theil seiner alten Garde und seinem Generalstabe; bei seinem Erscheinen rief das 9. Korps sein Vive l'Empereur. Er hatte diesen sonst so gewöhnlichen Ruf wohl lange nicht mehr gehört, und ob er gleich dankte, so blieb er doch finster und schien dem 9. Korps einen Vorwurf machen zu wollen, daß es Wittgenstein nicht vernichtet und ihm seinen Rückzug besser gesichert habe.“

Aber mochte der Kaiser auch finster blicken, er und seine Umgebung freuten sich doch in tiefster Seele über den Anblick einer verhältnismäßig so gut gerüsteten, noch straffen Truppe, wie sie Viktors Soldaten darstellten.

„Wohl tat es dem Herzen,“ verrät uns der so oft zitierte westfälische Leutnant Giese, „als die zum 9. Armeekorps gehörige großherzoglich bergische Infanteriebrigade en colonne dahergezogen kam, womit man doch seit langer Zeit einmal wieder eine wohl-disziplinierte, Achtung gebietende Truppe zu Gesicht bekam, die für uns den Uebergang über die Beresina sollte erkämpfen helfen. Von den glücklichen Erfolgen des 2. und 9. Armeekorps mit der Division Dombrowski hing jetzt unser aller Geschick, Sein oder Nichtsein ab.“

Das 9. Korps bildete jetzt die Nachhut des Heeres und wurde dann auf Borisow dirigiert.

Die große Frage des Tages war nun, wo und wie das kaiserliche Heer den Fluß passieren werde.

Auf russischer Seite, wo man Wittgenstein erst noch erwartete, herrschte die feste Ueberzeugung, daß Napoleon den Uebergang bei Borisow versuchen werde. Diesen Glauben nutzte der Kaiser aus. Oudinot traf Scheinoperationen für einen Brücken-

schlag unterhalb dieses Städtchens, um den feindlichen Heerführer zu falschen Maßnahmen zu veranlassen. Wie wir durch von Ochs und Bocke wissen, mußten auch die Westfalen trotz ihrer Schwäche das Ihrige dazu beitragen.²⁾ Am 26. November erhielt Junot den Auftrag, mit den kümmerlichen Resten seines Korps dicht bei Borisow, wo die große Brücke gewesen war, in Verbindung mit anderen Abteilungen Uebergangsversuche zu machen. Das geschah; daß der Feind die Sache ernst nahm, zeigten die Wurfgeschosse, mit denen er die französischen Truppen begrüßte.

Der Zweck war erreicht. Tschitschagow zog seine ganze Hauptmacht hier zusammen und ließ nach Norden nur Vorposten stehen.³⁾ Zwei Meilen nördlich von Borisow, bei dem armseligen Dorfe Studienka, beschloß der Kaiser nun, den Uebergang zu versuchen.

Eine Kavallerieabteilung, von der jeder Reiter einen Voltigeur hinter sich aufs Pferd nahm, setzte über den Fluß, während 300—400 Infanteristen auf Flößen hinüberfuhren. Diese kombinierte Truppe vertrieb die am jenseitigen Ufer aufgestellte russische Besatzung, die abzog, ohne sich über den wahren Zweck des Manövers klar geworden zu sein.⁴⁾

Dann begann der Brückenschlag. Die Ausführung der Arbeit wäre ganz unmöglich gewesen, wenn General Eblé⁵⁾, als Napoleon in Orsza wider seinen Willen den gesamten Brückentrain von 60 Pontons verbrennen ließ, nicht folgende Gegenstände gerettet hätte: 2 Feldschmieden, 2 mit Kohlen beladene Wagen, 6 Wagen mit Handwerkszeug für Holz- und Eisenarbeit, Klammern, Nägel, Aelte, Hacken usw. Auch hatte der vorsichtige General an jeden Pontonier Handwerkszeug und 15—20 große

²⁾ Das kleine Bataillon, von dem im letzten Teile des vorigen Kapitels geredet ist, scheint hier Verstärkungen erhalten zu haben. Gardejäger Flect z. B. wurde mit noch 10 Kameraden von General Legras zum Zusammenschluß aufgefordert. Doch war, wie v. Ochs sagt, bereits am 27. wieder nur ein winziges Bataillon vorhanden (unter Hauptmann von Wardeleben von der Jägergarde). Nach Loßberg soll diese Truppe sich sogar schon am Abend des 26. ganz aufgelöst haben. — Unser Freund Flect geriet übrigens an der Beresina in Gefangenschaft. Er fiel in die Hände der schon vor den eigentlichen Kämpfen überall auftauchenden Kosaken.

³⁾ Ueber die gesamte Lage an der Beresina und das eigentümlich jaghafte Vorgehen der russischen Feldherren, die hier viel mehr hätten erreichen können, sagt v. d. Osten-Sacken:

„Es war eine der schwersten Aufgaben, die Napoleon je zu lösen gehabt und deren Lösung nur dadurch möglich wurde, daß ihn das Glück hier in einer fast beispiellosen Weise begünstigte und daß seine Gegenwart sichtlich einen lähmenden Einfluß auf die Entschlüsse der feindlichen Heerführer ausübte, die nicht ahnten, wie weit schon die Auflösung seiner Armee vorgeschritten war, und die hier unter dem erdrückenden Banne standen, zum ersten Male einem der größten Feldherren aller Zeiten gegenüber zu stehen.“

⁴⁾ Nach Giese! — Viele interessante Einzelheiten über den Brückenbau enthält der Aufsatz von Hartmann (s. Lit.-Verz.).

⁵⁾ Der ehemalige königlich-westfälische Kriegsminister.

Nägel ausgeteilt. Holz lieferten die nächsten aus übereinandergelegten Kieferstämmen bestehenden Bauernhäuser.

Das Heldentum der wackeren Pioniere, von deren Tätigkeit die Rettung des Kaisers und des Heeres einzig und allein abhängig, schildert uns J. von Borcke. „Napoleon begab sich,“ so erzählt er, „nach dem Ufer und zu den Brücken. Er ermunterte die Pioniere, von denen schon mehrere beim Einsinken der Böcke in das mit Eisschollen treibende Wasser den Tod gefunden hatten, zur Arbeit und legte selbst mit Hand an. Seine Umgebung folgte diesem Beispiel, welches die Pioniere begeisterte, so daß die Arbeiten mit übermenschlicher Anstrengung und freudiger Hingabe des Lebens fortgesetzt wurden. Was kann der Mensch leisten! Welche Wunder können wenige Worte, eine unbedeutende Handlung eines großen Mannes in solchem Augenblicke hervorbringen! Welche Zauberkraft besitzt die Ehre! Nur diese konnte es sein, welche die heldenmütigen Pioniere, die bis zum Halse im Wasser standen, leitete und ihnen zur Ausdauer Kraft gab. Sie sahen den Tod vor Augen, ihre Kameraden gingen unter, ihre Körper wurden von den Eisschollen zerschnitten, aber sie arbeiteten weiter und mit um so größerer Anstrengung.“

Es wurden zwei Bockbrücken errichtet, die etwa 200 Meter auseinander lagen. Die nördliche war für Fußgänger und Reiter, die südliche, festere, für Fuhrwerk und Geschütz bestimmt. Beide waren, wie man sich denken kann, äußerst schwach; sie bogen sich unter der Belastung bis unter den Wasserpiegel und mußten wiederholt ausgebessert werden. Die Fußgängerbrücke war um 1 Uhr, diejenige für Fuhrwerk um 4 Uhr fertig.

Sofort ging Gudinot mit seinem Korps ans jenseitige Ufer, um gegen die Vorhut Tschitschagows Stellung zu nehmen. Jeden Augenblick erwartete man das Heranrücken der gesamten russischen Streitmacht, da der Admiral unmöglich lange in seinem Irrtum über Napoleons Absichten befangen bleiben konnte; aber erst im Laufe des folgenden Tages, des 27. Novembers, traf Tschitschagow mit der Hauptmasse seiner Truppen in der Nähe Studienkas ein.

Die gesamte Streitmacht des Kaisers ging bis auf einzelne Reste vom Nachmittage des 26. bis zur Nacht des 27.—28. Novembers nach und nach über die Brücken ans westliche Ufer. Napoleon selbst schloß sich um die Mittagsstunde des 27. an.

Auch unsere bergischen Landsleute waren mit ihren badischen Kameraden bereits am jenseitigen Ufer angelangt. Ueber ihre Lage und Stimmung sagt Zimmermann: „Die Bergischen lagerten sich dicht an der Brücke, aber als ob uns nichts wie Mißgeschick treffen sollte, trat jetzt wieder Tauwetter ein.“⁶⁾ Der bis-

⁶⁾ Hier scheint Zimmermann zu irren. Nach andern herrschte Schneefall und Frost. Die Lage war aber insofern dieselbe, als feststeht, daß die Bergischen bei kümmerlichstem Feuer und ohne Nahrungsmittel hier kampierten (Doenges). — Am folgenden Tage herrschte bestimmt starke Kälte, heftiger Nordwind und dichtes Schneetreiben.

her festgefrorene Boden des Sumpfes fing an zu weichen; das nasse Kienholz war durchaus nicht zu entzünden und wir verlebten hier eine so schreckliche Nacht, daß sie nur durch den noch weit fürchterlicheren folgenden Tag übertroffen werden konnte. Den 28. morgens mußten die Bergischen wieder über die Brücke, um die Höhen von Studienka zu besetzen.“

Das Korps Viktor war zur Deckung des östlichen Ufers gegen den mittlerweile heranrückenden Wittgenstein bestimmt, während auf dem westlichen Oudinot und Ney den Truppen Tschitschagows entgegentreten sollte.

Wittgenstein hatte seinen Marsch nicht unmittelbar auf die Brücken bei Studienka gerichtet, sondern war an diesen vorbei in südlicher Richtung auf Borisow gezogen. Dieser Umstand brachte die Division Partouneaux, die noch als Nachhut Viktors in Borisow stand, ins Verderben. Sie wurde abgeschnitten, umzingelt und mußte sich ergeben. — Wie wir wissen, gehörten zu dieser Division die bergischen Lanciers unter ihrem Obersten, dem Grafen Nesselrode. v. Linderer sagt über die schweren Stunden des Regiments: „Vom Feinde umgeben, von den Kugeln niedergeschmettert, suchte es vier bis fünf Mal, sich mit dem Säbel in der Faust den Weg durch den Feind zu bahnen, aber vergebens; die feindlichen Massen waren undurchdringlich.“ Auch die Versuche, eine seichte Stelle des Flusses zu finden und dadurch zu entkommen, mißlingen. Nachdem man dann auch noch vergebens über die vom Feinde besetzten Höhen zu schleichen versucht hatte, mußte man den Morgen abwarten und sich in der Frühe (28. November 8 Uhr) kriegsgefangen ergeben. Die Verwundeten waren in der bitteren Kälte der Nacht fast alle gestorben. — Das Regiment zählte nach v. Ardenne noch 164 Mann und Pferde; auch die Standarte fiel in die Hände des Feindes. Der Katastrophe entrannen zwei Pelotons unter Kapitän Kiener und Leutnant Sotta, die zur Bedeckung des Marschalls Viktor kommandiert waren; als Ordonnanz hielt sich bei diesem auch der Wachtmeister Sandkühl auf. Mehrere Isolierte sind ebenfalls dem Verderben entgangen. —

Der Tag der eigentlichen Beresinaschlacht ist der 28. November. Auf dem westlichen Ufer endeten die Kämpfe mit dem vollen Siege der 10 000 Franzosen, Polen, Schweizer und Deutschen über die 15 000 Russen Tschitschagows.⁷⁾

Von größerem Interesse für uns ist der Kampf auf dem östlichen Ufer, da wir hier unter Viktors Truppen (noch 6000 Mann) unsere bergischen Landsleute wissen. Aber leider ist es um anschauliche Berichte von Mitkämpfenden schlecht bestellt. Wir sind, wenn wir einen Ueberblick über den Gang der Schlacht gewinnen wollen, auf einen fremden Berichterstatter, den badi-schen Kapitän von Zech, angewiesen.⁸⁾

⁷⁾ Eine klassische Schilderung gibt Holzhausen.

⁸⁾ Die Darstellung bei dem Markgrafen von Baden deckt sich damit.

Nach dessen Schilderung lehnte sich die badische Brigade rechts an die Beresina; links hielt sie die äußersten Häuser von Studienka und ein Plateaustück besetzt, wo sich die bergischen Truppen angeschlossen. Die Division Girard bildete den linken Flügel, reichte aber nicht ganz bis zu einem nahen Walde. Zum Ausgleich dieses Uebelstandes wurde hinter diesen Flügel badische und hessische Kavallerie gestellt. 14 Geschütze standen auf der Anhöhe verteilt: 1 Batterie unterstützte außerdem die an den Fluß gelehnte badische Brigade. Eine Tirailleurlinie war vorgeschoben worden.

Die Russen hatten die gegenüberliegenden Höhen besetzt und unterhielten ein lebhaftes Artillerie- und Tirailleursfeuer. Gleichzeitig rückte russische Infanterie durch ein vor der Front der badischen Brigade gelegenes Gehölz in die Ebene von Studienka herab und suchte längs des Beresinaufers vorzudringen. Nach hartem Gefecht gelang es ihr, die äußersten Bataillone des rechten Flügels zurückzudrängen. Markgraf Wilhelm von Baden eilte jedoch mit Verstärkung herbei und hemmte nicht allein die Fortschritte des Feindes, sondern trieb ihn in einem heldenmütigen Bajonettangriff zurück und nahm selbst das erwähnte Gehölz in Besitz.

Auf dem linken Flügel hatte man inzwischen durch das Feuer der immer zahlreicher auffahrenden russischen Batterien furchtbare Verluste gehabt. Da der Feind offenbar beabsichtigte, sich bis an die Beresina auszudehnen und den freistehenden linken Flügel von dort aus zu umfassen, befahl Marschall Viktor dem General Damas, mit der bergischen Brigade die gegenüberliegenden Höhen zu stürmen.

„In zwei Kolonnen formiert, jede etwa noch von der Stärke eines Bataillons, rückte die Brigade von dem Plateau herab. Das badische Husarenregiment folgte zu ihrer Unterstützung. Unten im Tale angekommen, wurde die zweite Kolonne hinter einem Graben, dessen hoher Rand sie gegen das Geschützfeuer decken konnte, angehalten, während die andere durch ein kleines Gehölz ihre Bewegung fortsetzte. Die Tirailleurlinie des Feindes hatte sich gleich anfangs, zum Teil durch jenes Gehölz, zurückgezogen. Einige hundert Schritte von dem Ausgange desselben entfernt, fand die Kolonne russische Infanterie aufgestellt und wurde mit lebhaftem Feuer von ihr empfangen. Zweimal versuchte sie es, dieselbe zum Weichen zu bringen und die Anhöhe zu ersteigen, doch jedesmal ohne Erfolg und mit vielem Verluste, worunter die Generale Damas und Geitner als verwundet.“⁹⁾

⁹⁾ Wachtmeister Sandkuhl vom bergischen Lanciersregimente, der sich als Ordonnanz bei Marschall Viktor befand, spricht ebenfalls von zwei verschiedenen Angriffen auf die feindlichen Linien, betont aber, daß zunächst die Russen zurückgeworfen seien und daß die bergische Brigade erst später, wegen der entsetzlichen Verluste, sich habe zurückziehen müssen.

Das ganze Unternehmen mißglückte. Beide bergische Kolonnen mußten ihren Weg zurück und verloren, von feindlicher Infanterie und Artillerie gleichzeitig bedrängt, noch ungemein viel Leute.

Mit besonderem Glücke haben sich am Beresinaufer die übrigen Teile des 9. Korps geschlagen, so die hessischen Chevaulegers und namentlich die badischen Husaren. Die Verluste waren bei der Uebermacht des Feindes natürlich gewaltig; aber sie waren nicht vergebens; denn Wittgenstein wurde am Vorrücken endgültig gehindert.

Der Bericht des badischen Offiziers, der von den Taten der bergischen Truppen nur den mißlungenen Sturm auf die russischen Höhen kennt, soll in etwa ergänzt werden durch eine Skizze, die Leutnant Zimmermann von den Geschehnissen bei seiner Brigade gibt. In Einzelheiten ist seine Darstellung allerdings unklar; doch gibt sie immerhin ein Bild von dem kriegerischen Sinne der Truppe. Zimmermann erzählt: „Die Bergischen hatten ein kleines Gehölz, welches etwas vertieft lag, als Stütz- und Hauptpunkt besetzt; aus diesem mußte beständig nach allen Seiten debouchiert und die herandrängenden Russen mit Bajonett und Kolben zurückgetrieben werden. Diese waren uns wenigstens zehnfach¹⁰⁾ an Zahl überlegen, sie hatten Lebensmittel und Kleidung die Fülle, wir aber an allem Mangel und dennoch hielten die wenigen das Feuer von zwei Armeen aus, ohne einen Fußbreit zu weichen. Da die russischen Geschütze fortwährend von allen Seiten feuerten, so wurde das Feuer derselben oft so betäubend, daß man nichts anders hören, mithin unmöglich kommandieren konnte. Alle bergischen Offiziere hatten sich mit den Gewehren der Gefallenen versehen und fochten und kommandierten zugleich. So dauerte der blutige Kampf gegen 5 Stunden fort, in welchem kein einziger Schuß aus der Entfernung geschah, sondern einer den andern mit dem Kolben oder dem Bajonette zurücktrieb.“

Wenn Zimmermann darauf hinweist, daß der Feind Lebensmittel und Kleidung in Ueberschuß besessen, sie dagegen an allem Mangel gelitten hätten, so ist das nicht übertrieben. Zwar hatten die Badener, die zufällig am 26. November mit mehreren fuhren Lebensmittel aus der Heimat¹¹⁾ beglückt worden waren, den Bergischen brüderlich einen Anteil abgegeben, aber das war nur Hilfe für den Augenblick. In der Nacht vor der Schlacht biwakteten die bergischen Truppen, wie wir schon früher durch Zimmermann hörten, bei kümmerlichstem Feuer an den Brücken. Der Sergeant Toenges ging, vom Hunger gequält, ans andere

¹⁰⁾ Uebertrieben! Wittgenstein brachte nur 14 000 Mann in die Schlacht (v. d. Öfen-Sacken); doch war das immer noch mehr als das Doppelte des 9. Korps.

¹¹⁾ Die Badener hatten damit besonders Glück gehabt. — Wie Zimmermann erzählt, kam Ende Oktober bei den Bergischen eine Trainkolonne mit Lebensmitteln aus der Heimat an, die sich unterwegs bei der ungeheuren Entfernung selbst aufgezehrt hatte und nicht nur nichts nützte, sondern nur Schaden brachte, da sie die Vorräte, besonders Fourage, verzehren half.

Ufer, um Lebensmittel zu suchen, mußte aber ohne Erfolg wieder umkehren.

Die Verluste der Bergischen in der Schlacht waren so gewaltig gewesen, daß die Brigade als solche zu existieren aufgehört hatte. In den Erinnerungen des Markgrafen Wilhelm von Baden ¹²⁾ lesen wir, daß sich von den bergischen Truppen der Oberst Gentil¹³⁾ mit 60 Mann als dem ganzen noch unter den Waffen befindlichen Rest am Abend meldete. Wie Zimmermann erzählt, hatten General Geither und Major Hoffmeier je einen Arm verloren, 23 Offiziere waren gefallen und die übrigen zum Teil verwundet. Auch der bergische Oberkommandeur, General Damas, war verwundet, ebenso wie der Korpskommandant, Marschall Viktor, und die Generale Girard und Fournier.

„Alle Truppen des Armeekorps,“ dieses schlichte Lob spricht Markgraf Wilhelm von Baden aus, „hatten sich mit der größten Anstrengung und Aufopferung geschlagen.“

Es müssen sich dann noch einzelne Versprengte der Bergischen zusammengefunden haben, da schließlich, wie Zimmermann sagt, noch 150 Kombattanten versammelt waren; dieses winzige Häuflein bildete den Rest von 6 Bataillonen.

Derselbe Berichterstatter spendet dann den deutschen Ärzten, die die ganze Nacht um die Verwundeten beschäftigt waren und am nächsten Tage mit ihren Pflegebefohlenen in russische Gefangenschaft gerieten, bewunderndes Lob.

Um Mitternacht begann der Uebergang des 9. Korps ans andere Ufer. Nachdem die Artillerie vorangegangen war, folgten ihr im Laufe der Nacht die noch übrigen Truppenteile Viktors. Die Reste der bergischen Truppen schlossen sich an die badische Brigade an. Am diesseitigen Ufer blieb nur die Brigade Girard als Nachhut und zum Schutze der Nachzügler, die dort noch lagerten, zurück.

Was bis jetzt von den Ereignissen an der Beresina geschildert worden ist, betraf die Erlebnisse und Taten regulärer Truppen. Im folgenden müssen wir nun noch einen Blick auf das Schicksal der unabsehbaren Masse der Isolierten und Nachzügler werfen, die zu Tausenden am Flußufer während der vorhergehenden Tage zusammengeströmt waren.

Schon am 25. November herrschte nach Aussage Einsingens und Borckes in Borisow ein unbeschreibliches Chaos, da der Strom der Flüchtlinge sich hier, wo die ursprüngliche Beresina-Brücke gewesen war, stauen mußte. — Dann setzte sich die immerfort wachsende Menge der Nachzügler nach Studienka, der

¹²⁾ Er war Kommandant der badischen Brigade und übernahm hier das Kommando über die gesamten Truppen, da sämtliche andern Generale verwundet waren.

¹³⁾ Nach Zimmermann hieß er Genty. Auch Charles Schmidt („Le grand-duché de Berg“) schreibt ihn so.

Stätte des neuen Brückenschlages, in Bewegung. Menschen und Wagen breiteten sich längs des Ufers in verworrener Masse derart aus, daß es Borcke nicht möglich war, in der Nacht vom 25.—26. bis zur Baustelle vorzudringen. — Am folgenden Morgen ereigneten sich dann schon die ersten Schreckensszenen, als Abteilungen der alten Garde und der Elite-Gendarmen durch die wirre Masse mit Gewalt gegen die Eingänge der Brücken vordrangen. „Sie bahnten sich,“ erzählt Borcke, „einen blutigen Weg. Was nicht weichen wollte oder konnte, ward niedegerannt und zertreten; leichte Wagen, mit Verwundeten und Kranken, mit Weibern und Kindern beladen, wurden umgestürzt; schwerere, die sich ineinander verfahren hatten, angezündet und verbrannt. So lichtete sich nach einigen Stunden die Verwirrung, und mancher Unglückliche, der unter den ersten sich zu retten gehofft, fand unter den ersten den Tod.“

Nach Fertigstellung der Brücken gingen, wie wir früher hörten, zunächst die geordneten Truppenverbände nach und nach ans andere Ufer.¹⁴⁾ Einzelnen gelang, obgleich sie nicht mehr geschlossenen Truppen angehörten, der Uebergang gleichzeitig mit marschierenden Kolonnen. Das brachte z. B. der westfälische Leutnant Wagner fertig, der mit 10 Voltigeurs, dem Reste seiner Kompagnie, bis an die Brücke vorgedrungen war. „Da ich,“ sagt er, „einzeln den Uebergang zu schwer fand, schloß ich mich an das 4. Berg. Infanterieregiment an, teilte meine Voltigeurs mit der Erlaubnis eines Kapitäns bei den Sektionen ein, stellte mich mit gezogenem Säbel an die Spitze einer derselben, und so kamen wir glücklich über den Fluß.“

Dieser Uebergang der bergischen Truppen fand gegen Abend des 27. statt. Am Nachmittage desselben Tages ging der Kaiser über den Fluß. Seiner Kavalkade schlossen sich, wie Borcke als Teilnehmer erzählt, General v. Ochs und mehrere westfälische Stabsoffiziere an. Der General an der Spitze, glücklicherweise noch mit einigen äußeren Abzeichen seines Ranges versehen, machte sein ganzes Ansehen gegen die am Brückeneingange aufgestellten Gendarmen geltend; aber erst die Behauptung, daß man zum Hauptquartier des Kaisers gehöre, öffnete der kleinen Truppe den Weg ans rettende Ufer.¹⁵⁾

Seinen Freund, den Oberstleutnant Jungfurth zu retten, war Borcke in dem Gedränge nicht möglich gewesen. Der Unglückliche lag mit erfrorenen Gliedern, dem Tode nahe, auf einem jämmerlichen Wagen und rief seinen Freund kurz vor der Brücke mit schwacher Stimme um Hilfe an. Aber kaum hatte ihm dieser ein paar Trostworte gesagt, als das Menschengewühl sie für immer auseinanderriß.

¹⁴⁾ Natürlich gingen in den entstehenden Zwischenräumen auch Folierte und Nachzügler über.

¹⁵⁾ Seinen kranken Sohn hatte v. Ochs in dem wahnwitzigen Gedränge verloren. Er wurde ihm erst am folgenden Abend wohlbehalten zugeführt.

Leutnant Giese, der am 27. ebenfalls Uebergangsversuche anstellte, sah aus der Entfernung, wie von Ochs mit den Stabs-offizieren die Brücke beschritt. Aber er mußte, mit noch 3 Freunden in die Masse eingekleibt, ausharren, ohne sich den glücklichen Korpskameraden nähern zu können. Mit seinen Begleitern hielt er sich zu gegenseitigem Schutze fest unterfaßt, und diese Getreuen sahen sich binnen vier langen Stunden verschiedene Male bis nahe vor die Brücke kommen und wieder davon abtreiben. Ihre Kräfte schwanden, und mit vereinter Anstrengung drängten sie schließlich aus dem Gewühl seitwärts hinaus. — Auf der Höhe von Studienka fanden sie Holz und Stroh, und bei einem Feuerchen hatten sie Muße, Umschau über das Tal und die Brücken zu halten.

„Von der oberen Brücke bis zur unteren,“ erzählt Giese, „und noch weit über erstere und unter letztere hinaus wogte es im Talgrund vom Flußufer bis zum Fuß des Höhenabhanges dicht von Menschen, Pferden und Fahrzeugen bunt durcheinander. Alles bildete an den Brücken eine konzentrierte Masse von wohl 500 Klaftern Breite und 150 Klaftern Tiefe.“ Die Unordnung bei der unteren Brücke, die für Fuhrwerk bestimmt war, war besonders groß. Während jedes Fahrzeug mit dem morastigen Uferboden zu kämpfen hatte und nicht von der Stelle zu kommen wußte, drängten von hinten immer wieder neue Züge vorwärts, und es entstand eine Verwirrung, die nicht zu beschreiben war. 30 bis 40 Wagen nebeneinander suchten unter unaufhörlichem Fluchen der Führer einander zuzukommen. „Die Folge war, daß bei diesem Versuch die Fahrzeuge, deren viele mit Kranken und unglücklichen, hilflosen Blessierten beladen, sich anhäuferten, ineinander festfuhren, zerschellten, in den Morast brachen und auch wohl in den Fluß stürzten.“

Dieses fürchterliche Gedränge legte sich erst mit der Abenddämmerung und hörte bei vollständiger Dunkelheit ganz auf. Die Nacht wurde durch Tausende von Biwakfeuern in weiter Runde erhellt. „Man hätte denken sollen,“ sagt Giese, „ein solches Moment würde von vielen zum Uebergang benutzt werden, aber Roß und Mann lagen von Müdigkeit überwältigt in sorglosem Schlafe und schienen ihr Heil nur in der Ruhe, im augenblicklichen Stillstand der Gefahr, der Not und der Leiden zu finden. Es herrschte eine graufige Stille.“

Auch Gieses Gefährten wollten erst den kommenden Tag zum Uebergang abwarten. Er aber ließ nicht ab, und so brachen sie nachts 1 Uhr auf und gingen auf die eine der Brücken zu. „Wie freudig überrascht waren wir,“ so erzählt er, „hier niemand vorzufinden, der den Fluß passiere, wie erstaunt aber auch, keinen einzigen Mann als Wacht aufgestellt zu sehen! Ueber einen Wall von Trümmern und Leichen den Weg uns zur Brücke gebahnt, deren Hansbedeckung, wie sich herausstellte, dem Gehen eben nicht sehr förderlich war, zählte ich sinnend meine Schritte,

und deren dreihundert hinterlegt, sahen wir uns — o seliges Entzücken! glücklich und sonder Gefährde auf dem heißersehnten rechten Ufer.“

Die von Giese bemerkte Tatsache, daß die Brücken nachts leer standen, ist auch von anderen beobachtet worden. So ging z. B. der schon zitierte bergische Sergeant Coenges in derselben Nacht wie Giese über eine der Brücken, um am jenseitigen Ufer nach Lebensmitteln zu suchen. Bei seiner Rückkehr stand Kapitän Pickars, sein Vorgesetzter, ganz allein auf der Brücke. — Auch der westfälische Artilleriewachtmeister Meyer ging in einer der Nächte mit mehreren einzelnen Soldaten gemächlich ans andere Ufer. Der Sergeant-Major Werner dagegen, mit dem er am Feuer gesessen, hatte sich durch nichts bewegen lassen, das warme Plätzchen zu verlassen.

Dieser Mangel an Energie ist charakteristisch für die große Masse der Isolierten und Nachzügler. Tausende hätten gerettet werden können, wenn sie die Nachtstunden zum mühelosen Übergang ans andere Ufer benutzt hätten. Aber dazu waren die meisten, wenn sie einmal ermüdet niedergesunken waren, nicht zu bewegen. Es bedurfte schon schärferer Mittel, in ihnen einen Funken Energie auszulösen.

Leben kam z. B. in die Massen, als am 28., während des Kampfes zwischen Wittgenstein und Viktor, die Kugeln der russischen Batterien eine Zeitlang in das Menschengewühl am Ufer schlugen.

Da spielten sich dann in erhöhtem Maße jene Schreckensszenen ab, wie sie uns Borcke und Giese von den beiden vorhergehenden Tagen geschildert haben. Leutnant Giese soll uns auch ein Bild des 28. Novembers malen. Er erzählt: „Feindliche Granaten, die gegen Mittag in die vor den Brücken angehäuften Massen fielen, verbreiteten unter diesem Chaos Schrecken und Entsetzen und brachten alles in Verzweiflung. Von Wehe- und Notruf durchbebten die Lüfte, in wilder Flucht stürmte man den Brücken zu, und die Verwirrung erreichte den höchsten Grad. Reiter und Fußgänger öffneten sich, entschlossen und nachsichtslos, nur von dem Triebe der Selbsterhaltung gespornt, mitten durch ihre Unglücksgefährten hindurch ihren schauerlichen Pfad. Geschützstücke, schwere Rüstwagen und sonstige Fuhrwerke, von gehetzten Pferden auf schiefer Fläche in dichtem Menschengewühl mit beschleunigter Geschwindigkeit fortgerissen, fuhren zermalmend über alles hinweg und zerschlugen, wenn sie durch irgend einen Zusammenstoß etwa umwarfen, alles, was in ihrem Bereiche war. Dergleichen umgestürzte Wagen gaben aber wieder ein neues Hindernis und Veranlassung, daß ganze Reihen von Flüchtigen niederfielen und von den unablässig nachstürmenden Massen zertreten wurden.“

Aber auch Beispiele heldenmütiger Hingebung und Nächstenliebe fehlten nicht. „Man sah,“ erzählt Leutnant Zimmermann,

„Soldaten, ja selbst Offiziere, die sich vor Schlitten spannten, um ihre Kranken oder verwundeten Gefährten von diesem unheilbringenden Ufer zu entfernen. Weiterhin, außerhalb des wilden Gedränges, wachten einige Soldaten, ohne sich von der Stelle zu rühren, bei ihren sterbenden Offizieren; besonders aber waren es die Aerzte, welche jeder Gefahr trotzten und die Verwundeten verbanden und trösteten, obgleich sie von denselben, da keine Hoffnung mehr sei, beschworen wurden, sie zu verlassen und auf ihre eigene Rettung zu denken.“

Die Schilderung der Schreckenszenen, die Giese uns gab, wird bestätigt von dem bergischen Kapitän v. Reck, der den 28. November für den schrecklichsten Tag seines Lebens erklärt. Morgens um 8 Uhr geriet er mit Leutnant Herminghaus in das Menschengetriebe. „Tausende von Pferden lagen in den neben uns befindlichen Sümpfen an der Beresina, schlangenweise in einander gewunden, Hunderte von Menschen unter ihnen, teils tot, teils sterbend. Auch ich wurde in den furchtbaren Sumpf hinabgedrängt. Meine eigene Gefahr vergessend, sah ich mit Grausen ein unglückliches Kind von etwa drei Wochen ganz nackt zwischen den Beinen eines sterbenden Pferdes sich winden.“ Sein braver Hengst brachte ihn dann über Tote und Sterbende hinweg wieder in das Gewühl. Aber hungrig und entkräftet, glaubte er sich verloren, bis der Zufall ihn mit einem Arzt seines Regiments zusammenbrachte. Der schlug ihm vor, mit ihm ins Dorf Studienka zurückzukehren, um dort ihr Schicksal zu erwarten. v. Reck folgte diesem Rate und arbeitete sich durch die Menschenmenge hindurch, in der er den ganzen Tag eingepfercht gewesen war, ohne sein Ziel, die Brücke, zu erreichen. Er traf dann am folgenden Morgen die beiden Lancierspelotons unter Kapitän Kiener und Leutnant Sotta, die die Wagen des Marschalls Viktor eskortierten, und gelangte mit ihrer Hilfe ans andere Ufer.

An diesem letzten Tage haben noch mehrere unserer alten Freunde und Berichterstatter die Brücken passiert. Einige Einzelheiten ihrer Abenteuer verdienen, hier noch angeführt zu werden.

Da ist zunächst der königliche Kourier Carl Bodo v. Bodenhausen, der schon am 27. mit seinem Wagen von Borisow nach Studienka gekommen war. Am Morgen des 28. sah er kein Durchkommen mehr, verließ seinen Wagen und zündete aus seinen Karten und Büchern ein schönes Feuer an, auf dem er trockene Bohnen in Schneewasser kochte. Während er so ungewohnt Küchenkünste übte, schlug eine Kanonenkugel neben ihm ein und riß einem westfälischen Koch, der gerade für den kranken General Borstel Kaffee herrichtete, das untere Bein ab. „Wir schleppten ihn,“ sagt Bodenhausen, „an seinen (des Generals) Wagen; der Mann hatte den Mut, sein Küchenmesser zu fordern, an dem Wagenrade zu schleifen, sich das zerschmetterte

Bein ganz abzuschneiden und mit seiner Schürze und anderen Lappen zu verbinden.“ — General Borstel verließ dann auf Bodenhausens Rat seinen Wagen und bestieg, in wollene Decken gehüllt, ein altes Reitpferd; er ist dann auch glücklich über den Fluß gekommen. — Bodenhausen hatte zuvor noch seine Staatsuniform mit Epauletten angezogen. Diese sollte ihm insofern nützen, als sie der französischen Brückenwache nachher imponierte. Bodenhausen geriet nämlich ins Wasser und kletterte dann an einem der Brückenträger in die Höhe. Beinahe hätte ihn der Posten mit dem Bajonett zurückgestoßen, reichte ihm aber dann, augenscheinlich aus Respekt vor der glänzenden Uniform, die Hand und zog ihn auf die Brücke.

Einigen wenigen gelang es, den Fluß zu durchschwimmen. Zu diesen Glücklichen gehörte der bergische Wachtmeister Sandkuhl, der mit noch 10 Ordonnanzen mehrere Verwundete, darunter den Schwiegersohn des Marschalls Viktor, an das andere Ufer eskortieren sollte. In dem Augenblicke, wo sie die obere Brücke betreten wollten, brach sie zusammen. Kurz entschlossen, ritt die kleine Truppe in den Fluß hinein und kam glücklich ans jenseitige Ufer; nur 2 Mann, darunter der Lancier Dierichs aus Lippstadt, stürzten am andern Ufer mit ihren Pferden wiederholt ins Wasser zurück und ertranken.

Rittmeister Fritz Baumann, unser alter Freund von Moskau her, kam erst in der folgenden Nacht zum Ziele. General Allix, Oberstleutnant Schulz und Baumann mit Bedienten hatten sich aneinander angeschlossen; in einem großen, vierspännigen Moskauer Staatswagen führten sie außerdem 6 verwundete westfälische Soldaten mit sich. Als nun im Laufe des Tages die russischen Kugeln in die Menschenmenge schmetterten, ließen sie ihre Habe im Stich, packten jeder einen der Verwundeten auf den Rücken und strebten, ein einziges geschlossenes Knäuel bildend, der Brücke zu. Nach den ersten Schritten aber drohte der Menschenstrom sie auseinander zu bringen. Dagegen anzukämpfen war unmöglich, und so ließen sie sich denn, um zusammen zu bleiben, seitwärts hinauschieben. Mit Mühe gelangten sie zu ihrem Bivak zurück und beschloßen, die Nacht abzuwarten. — Am Abend hatte dann eine ausgesandte Patrouille noch das Glück, in einem der unzähligen verlassenen Wagen Lebensmittel, u. a. mehrere Pfund Schokolade und einen halben Anker Rotwein, zu finden. Aus einem daneben stehenden Kassenwagen erbeutete man außerdem ganze Haufen Goldes. — Im Bivak herrschte bei der Rückkehr der Abgesandten eitel Lust und Freude. Und — hier zeigt sich das leichte Soldatenblut — es gab alsbald ein großes Fest. „Unsere Feldkessel wurden in so freudiger Eile mit dem herrlichen Rotwein gefüllt, als es nur unter den gefahrlosesten Umständen hätte geschehen können. Dann ließen wir die Schokolade darin zu einem dicken Brei einkochen, und an diesem Göttermahl erquickten sich General wie Gemeiner mit

gleichem Recht und gleichem Appetit.“ — Mit neuem Lebensmüthe schickte man sich um Mitternacht zum Aufbruch an. Ein französischer Artillerieleutnant, der mit zwei Geschützen auf dem Wege zur Brücke war, versprach dem ihm bekannten Oberstleutnant Schulz, den großen Wagen mit Verwundeten in die Mitte zu nehmen. Durch welches Labyrinth von Menschenleichen, Trümmern und Pferdekadavern man sich bis zur Brücke durchzuarbeiten hatte, beweist der Umstand, daß der Zug erst um 2 Uhr nachts am Brückeneingang anlangte.

Hauptmann von Einsingen passierte noch 3 Stunden später die rettende Brücke. Er hatte bereits am Abend des 27. und am Morgen des 28. Versuche zum Uebergang gemacht. Am Nachmittage des 28. unternahm er den dritten Versuch, stürzte aber mit seinem ausgehungerten Gaulde den Damm hinunter in einen Arm der Beresina. Das Pferd versank im Schlamm, und Einsingen rettete sich mit knapper Not ans Ufer. In dumpfer Resignation suchte er das Dorf auf und traf dort den Rittmeister Ungewitter vom 1. westfälischen Husarenregiment, der kameradschaftlich seinen Roggenbrei mit ihm teilte und ihm auch ein Pferd besorgte. Beide ritten dann zu den Brücken, aber auch jetzt, um 10 Uhr abends, war keine Möglichkeit zum Uebergange. Erst lange nach Mitternacht kamen sie zum Ziele. Sie erhielten die Erlaubnis, sich der badisch-bergischen Division anzuschließen, und kamen mit dieser um 5 Uhr in der Frühe des 29. Novembers ans jenseitige Ufer.

Ueber die letzten Stunden vor der Zerstörung der Brücken erzählt uns Oberstleutnant von Loßberg, der bereits am vorigen Tage übergegangen war, einige Einzelheiten.

Marschal Viktor hatte, wie wir wissen, eine kleine Nachhut auf dem jenseitigen Ufer gelassen, deren Gros aber bereits vor Tagesanbruch die Beresina passierte. Es waren nur kleine Abteilungen polnischer und sächsischer Infanterie als letzte Vorposten geblieben. — General Eblé hatte die immer noch nach Tausenden zählenden Nachzügler auffordern lassen, ans andere Ufer zu gehen, da mit Tagesanbruch die Brücken zerstört werden sollten. Aber wie Gieße feststellt, gingen selbst dann nur wenige über die Brücken, als man in der Frühe zur Warnung einzelne Wagen anzünden ließ. Loßberg war Augenzeuge, daß auf dem linken Ufer noch Grabesstille herrschte, als Viktor die letzten Vorposten einzog und die Pontonniers bereits mit Abbruch der Brücken beschäftigt waren.

In dumpfer Resignation saßen die verzweifelnden Menschen am Bivakfeuer, unfähig, sich zu irgend einem Entschlusse aufzuraffen. General Eblé, so erzählt Gieße zögerte mit der gänzlichen Zerstörung der Brücken bis zu dem Augenblicke, als auf den Höhen des jenseitigen Ufers die ersten Kosaken erschienen. Als dann die Flammen emporzüngelten und das aufgestapelte Sündwerk die Brückenbohlen ergriff, da kam noch einmal Leben

in einen Teil der Massen. „Konnte,“ sagt J. v. Borcke, „der Jammer dieser Tage noch ein größeres Maß erreichen, so geschah es jetzt, wo Weiber und Kinder mit herzerreißendem Angstgeschrei am Ufer hin und herliefen und die Hände zum Himmel und nach der Richtung der Heimat ausstreckten. Einige warfen sich in das mit Leichen und Trümmern erfüllte Wasser, andere versuchten wieder, die treibenden Eisschollen zu erklimmen oder stürzten sich blindlings in die Flammen der brennenden Brücke und starben so einen doppelt gräßlichen Tod.“ — Die große Mehrzahl der unglücklichen Menschen aber fiel in die Hände der nunmehr von allen Seiten eindringenden Russen.¹⁵⁾

¹⁵⁾ Ueber die Beute, die in die Hände des Feindes fiel, sagt der Augenzeuge Markgraf W. von Baden: „40 Kanonen und die meisten Wagen aller Generale nebst einem Teile der kaiserlichen Kriegslasse blieben stehen. Noch im Jahre 1819 hörte ich in St. Petersburg von dem Großfürsten Nikolaus, der eben von einer Reise aus jenen Gegenden zurückkehrte, daß noch fortwährend Geld und Waffen aller Art an den Uebergangspunkten gefunden würden.“ — In den angegebenen Ziffern sind die Luxuswagen, Kutschen, Bauernwagen und Schlitten, die die Moskauer Beute der Armee oder das Eigentum der ausländischen Moskauer Familien führten, nicht enthalten. — Die Zahl der Nachzügler, die hier in russische Hände fielen, wird auf 5 000 angegeben. — Der Verlust an streitbarer Mannschaft betrug nach v. d. Osten-Sacken an der Beresina gegen 30 000 Mann.

7.

Die Flucht bis zur preussischen Grenze.

Vor den Ereignissen an der Beresina hatte der streitbare Stand der Großen Armee sich durch Vereinigung mit den Abteilungen Viktors, Oudinots und Dombrowskis wieder auf 35 000 Mann erhöht; eine gleich große Anzahl machten die Isolierten aus. Da die folgenden Schreckenstage dann dem Heere einen Gesamtverlust von 30 000 Mann gebracht hatten, bewegten sich nunmehr noch etwa 40 000 Mitglieder des kaiserlichen Heeres nach Westen. Aber nur etwa 14 000 Mann (12 000 Fußgänger und 2000 Reiter) standen noch unter Waffen.

Ueber die Verluste der bergischen Truppen ist bereits im vorigen Kapitel geredet worden. Ein Beispiel dafür, wie fürchterlich die einzelnen Abteilungen gelitten hatten, soll uns aber noch Sergeant Coenges geben. Er zählte am 29. November seine Kompanie, die am 27. noch 1 Kapitän, 2 Leutnants, 8 Unteroffiziere, 2 Spielleute und 90 Gemeine = 103 Mann betragen hatte. Jetzt, am Tage nach der Schlacht, zählte sie noch den Kapitän, 1 Leutnant, 6 Unteroffiziere und 5 Gemeine = 13 Mann.

Vom westfälischen Armeekorps hören wir, daß die Generale v. Ochs und v. Hammerstein am 28. November mit etwa 50 Offizieren und ebensoviel Soldaten¹⁾ in einem Judenhanse zu Zembin übernachteten. Das waren die Ueberbleibsel vom ganzen westfälischen Korps.

Da aber viele Soldaten vereinzelt und ohne Waffen marschierten, so glaubt v. Ochs, daß etwa 1000, vielleicht sogar 1500 Westfalen über die Beresina gekommen seien. — Auch bei den Bergischen muß man bei der Berechnung Rücksicht auf die isolierten Bestände nehmen.

Der Weg nach dem erwähnten Zembin führte durch sumpfiges Gebiet, das durch lange Knüppeldämme und Holzbrücken passierbar gemacht war. Hätte sich vor einigen Tagen Tschitschagow in Besitz dieser Brücken gesetzt und sie zerstört, dann wäre der Untergang des Heeres auch nach dem Uebergang über die Beresina besiegelt gewesen. Kosberg wollte seinen Augen

¹⁾ Die Angaben schwanken; nach Bodenhausen wären es allein 80–100 Husaren, ebensoviel Offiziere zu Pferde und ebensoviel zu Fuß gewesen.

nicht trauen, als er beim Durchreiten der Moräste die langen, schwachen Brücken sah und sich vorstellte, was für einen Erfolg sich die Russen hier hatten entgehen lassen.

In Zembin fanden sich die meisten der Glücklichen, die die Beresina überschritten hatten, zu kurzer Raft zusammen. Dann aber ging die Flucht in gehetzter Eile weiter, weil jeden Tag die russische Vorhut auftauchen konnte. Da aber Tschitschagow nachdrücklich geschlagen war und Wittgenstein nebst Kutusow sich noch auf dem jenseitigen Ufer befanden, war man für den Augenblick vor der Verfolgung gesichert. Der russische Oberbefehlshaber folgte auch später in sehr langsamem Tempo und schickte nur wenige Vortruppen aus, die im Verein mit Kosakenschwärmen genügten, um die französische Nachhut in Atem zu halten.²⁾

Kämpfe von großer Bedeutung fanden nicht mehr statt. Aber auch die kleineren Rückzugsgesechte genügten, um die wenigen noch unter den Waffen stehenden kaiserlichen Truppen aufzulösen.

Die Nachhut führte zunächst Marschall Ney mit den traurigen Resten des 2., 3. und 5. Korps. Vom 2. Dezember an übernahm dann das 9. Korps, noch etwa 2000 Mann stark (darunter noch bergische Soldaten), die Nachhut. Gleich am ersten Tage hatte das 9. Korps ein ernstliches Gefecht mit der russischen Vorhut, in dem sich namentlich die Badener ausgezeichnet haben. Der Kampf fand bei dem Ortchen Pleszenitz statt, wo sich auch die westfälischen Husaren unter Hammerstein noch einmal hervortaten. Sie befreiten (nach Zimmermann und v. Ochs) den hier krank liegenden Marschall Oudinot aus den Händen der Kosaken. — Der 2. Dezember ist dann der Sterbetag der bergischen Brigade. Wie Markgraf Wilhelm von Baden feststellt, lösten sich in dem ersten Nachhutgefecht ihre schwachen Ueberbleibsel völlig auf. — Das gesamte 9. Korps ging in diesen wiederholten Scharmützeln unter und zwar innerhalb weniger Tage. Darauf wurde die Nachhut zunächst von der Division Loison und später, bei Wilna, von den Bayern unter Wrede übernommen.³⁾ Das Kommando hatte von Wilna ab wieder Ney.

²⁾ Die Kosaken sind es gewesen, die den Schrecken der Heeresstrümmen bildeten; nicht etwa wegen ihrer Tapferkeit — sie waren in Wirklichkeit, wie zahllose Beobachter schildern, feige — sondern wegen der steten Beunruhigung, die sie auf ihren flinken Pferden in die Massen brachten. Vor der kleinsten geschlossenen Truppe rissen sie, sobald eine Feuerwaffe auf sie gerichtet wurde, förmlich aus, waren aber im Augenblicke wieder da, um mit ihren langen Piken auf Einzelopfer zu fahnden. Plündern war ihre Leidenschaft.

³⁾ Wrede stieß vor Wilna mit den Ueberresten des 6. Korps, das wie seinerzeit das 2. und 9. Korps an der Düna operiert hatte, zum Heere. Ihm schloß sich das erst kürzlich angekommene 4. westfälische Linienregiment an. — Die Division Loison war von Wilna aus nebst 2 neapolitanischen Kavallerieregimentern dem Heere bis Dszmiana entgegengesandt worden. — Alle diese Bestände sind unter den Entbehrungen und namentlich der Einwirkung der Kälte mehr oder weniger untergegangen.

So gingen die noch unter Waffen stehenden Mannschaften zugrunde. Aber ihre Auflösung lag nicht so sehr an den Verlusten vor dem Feinde als vielmehr an den Schäden, die Hunger und Kälte anrichteten. Diese beiden Würgengel sind es gewesen, die in den Dezembertagen 1812 den winzigen Resten der noch waffenfähigen Mannschaft und all den Tausenden verzweifelter Flüchtlinge den Todesstoß gegeben haben.

Zunächst freilich hatte man keine Not gelitten. Der Weg, den die Trümmer der Großen Armee von Zembin aus verfolgten, war eine Nebenstraße, die über Pleszenitzki nach Wilna führte. Man blieb somit anfänglich der großen Heerstraße fern und kam durch eine Gegend, an der, wie Giese sich ausdrückt, „die unvermeidlichen Uebel des Krieges schnell und leicht hin“ vorübergegangen waren. Hier fand man Vorräte in Fülle. Namentlich wer sich mit seinen Kameraden auf Seitenwegen durch die Dörfer begab, konnte reiche Ernte halten. Leutnant Wagner z. B. kam durch ein Walddorf, wo er mit seinen 8 Voltigeurs zum ersten Male seit langer Zeit in einem Hause übernachtete, ordentliche Nahrungsmittel erhielt und noch für mehrere Tage Vorrat aufpacken konnte. Noch besser ging es unserm Giese. Er gesteht, mit 12 Kameraden auf den Seitenstraßen ein wahres Schlaraffenleben geführt zu haben. Sie fanden nicht nur Mehl und Grütze, Rüben und Kartoffeln, sie schlachteten auch ein Schwein und ein Schaf und plünderten ganze Bienenstöcke. Dazu tranken sie echten Karawanentee aus Moskau.

Den meisten ist es aber nicht so gut ergangen, und namentlich diejenigen, die einzeln marschierten und auf der allgemeinen Straße hinterher wankten, haben gleich in den ersten Tagen Mangel gelitten. Links und rechts der von Tausenden beschrittenen Straße war im Handumdrehen alles verheert, und die Späterkommenden fanden nichts als Brandstätten. Unter diesem Uebelstande hatte die stets am Schluß marschierende Nachhut ganz besonders zu leiden. — Aber seitwärts von der Straße auszubiegen und Requisitionszüge durch die Dörfer zu unternehmen, war nur in größerer Gesellschaft ratsam. Der litauische Bauer zögerte nicht, wo er konnte, blutige Rache für die Vernichtung und Plünderung seines Eigentums zu nehmen, und gerade die weniger schuldigen Isolierten — Toenges erzählt davon — fielen seiner Wut zum Opfer.

Als man von der erwähnten Seitenstraße bei Malodeczno auf die von Minsk nach Wilna führende große Heerstraße einbog, wurde der Mangel wieder allgemeiner und steigerte sich mit jedem Tage. Ein bißchen Mehl war alles, was der bergische Sergeant Toenges vom 3. Dezember ab noch besaß; am 6. Dezember freute er sich königlich über ein paar rohe Runkelrüben,

und am 7. erschien ihm eine Suppe aus Leinsamen, die er für Linsen gehalten hatte, als ein köstliches Mahl. — Der Westfale Leifels wünscht um diese Zeit „in Deutschland bei einem Schweinetroge zu sein und da unter dem Dache eines Stalles und bei Schweinesfutter glücklicher seine Tage zu verleben.“ — Der Musikus Krollmann saß mit einem Freunde um ein mit Schnee gefülltes Töpfchen, in dem eine Handvoll Erbsen kochen sollte, als plötzlich 20—25 Mann von der Kaisergarde erschienen und ihnen wie gierige Raubtiere die armselige Kost entrißen. Selbst diese stets bevorzugte Elitetruppe litt jetzt Not wie alle andern.

Jedoch das Maß des Unglücks war noch nicht voll. Wurden die Tausende — Offiziere wie Soldaten — durch Hungersqualen gefoltert, so waren diese Leiden doch noch nichts im Vergleich zu dem, was der russische Winter dem unglücklichen Heere antun sollte.

„Dom 5. Dezember an,“ erzählt J. v. Borcke, „stieg die Kälte auf eine gräßliche, übernatürliche und kaum noch zu ertragende Art, und auch ich glaubte, ihr unterliegen zu müssen. Unsere Gesichter, unsere langen Bärte waren ganz mit Eis überzogen, jede Bewegung der Gesichtsmuskeln verursachte Schmerz, es war kaum möglich, einen Augenblick stillzustehen, um ein Naturbedürfnis zu befriedigen. Manchem, der dazu genötigt war, brachte dies den Tod. Es schien, als ob die Welt erstarrt und unbeweglich sei; kein Lüftchen bewegte sich, und die Schneeflocken fielen kristallhell senkrecht zur Erde; die Vögel taumelten erfroren aus der Luft nieder; alles war stumm, und man vernahm keinen menschlichen Laut mehr; nur das Knirschen der Tritte im Schnee und das Pfeifen der Wagenräder verkündeten noch Leben.“ — „Gleich Schatten der Unterwelt zogen wir einher,“ sagt Toenges. „Nur der eintönige Schall unserer Schritte und die schwachen Seufzer der Sterbenden unterbrachen das weithin herrschende Schweigen. Keinen Ausbruch des Zornes hörte man jetzt mehr, keine Verwünschungen, nichts von dem, was noch einen Funken Lebensglut voraussetzt; kaum blieb uns noch die Kraft zu beten. Die meisten von uns unterlagen, ohne auch nur einen Klagelaut hören zu lassen, entweder aus Schwäche oder aus Ergebung in den eisernen Willen des Geschicks. Auch diejenigen von uns verloren jetzt den Mut, die bisher noch die größte Ausdauer bewiesen hatten.“ — Jedes Bivak stellte ein schreckliches Schlachtfeld dar, versichert Leutnant Wagner. Hauptmann v. Einsingen sah am 7. Dezember einen Lagerplatz, auf dem mehrere hundert Mann erfroren lagen. Musikus Krollmann erzählt von schneebedeckten menschlichen Gestalten, die, steif wie Eis festgefroren, aufrecht am Straßenrande saßen.

Eine grenzenlose Gleichgültigkeit und Erschlaffung bemächtigte sich der Ueberlebenden. „Das Seufzen der Sterbenden,“ sagt J. v. Borcke, „ward nicht mehr gehört, ihr Fallen mit keinem Blick beachtet; es gab keine Freundschaft, keine Brüderschaft

mehr, alle Bande der Natur waren gelöst. Das Uebermaß der Leiden hatte viele so abgestumpft, daß sie nur noch tierischen Trieben folgten, und der verzehrende Hunger, die quälende Kälte trieb sie zu Handlungen, deren Erinnerung mich jetzt noch schauern macht."

Ein gräßliches Beispiel dafür erzählt Sergeant Leifels mit folgenden Worten: „Es war soeben ein Haus in Brand geraten, und viele Flüchtlinge stürmten darauf los. Es mochte 2 Uhr nachts sein; die übrigen Feuer waren aus Mangel an Holz erloschen. Das Gedränge war hier so groß, daß die zunächst am Feuer stehenden ins Feuer geschoben wurden und unter gräßlichem Angstgeschrei verbrannten. Da der heftige Nordwind in das Feuer blies, verschwand es im Nu. Nun legten wir uns auf die warme Erdstelle. Was ich jetzt sah, war grauenhaft und machte mir das Blut fast ebenso erstarren wie vorher die Kälte. Ich sah, wie mehrere der ausgehungerten Flüchtlinge, die hier zusammenströmten, sich heimlich an die Leichen der Verbrannten heranmachten und gebratenes Menschenfleisch verschlangen."

Derartige grauenhafte Szenen hat auch Hauptmann v. Einsingen beobachtet. Er versichert, daß die Unglücklichen nicht allein das Fleisch ihrer toten Kameraden verzehrten, sondern in ihren wahnsinnigen Hungersqualen die eigenen abgestorbenen Hände und Füße benagten. Achlos ließen sich viele, so erzählt Giese, auf die toten Körper an den Biwakfeuern nieder, rückten der Flamme immer näher und krochen schließlich in das Feuer hinein, um wimmernd zu verbrennen.

Rittmeister Baumann erzählt uns, daß manche Gott und die Menschen versucht und sich unter greulichem Lachen in die prasselnden Feuer gestürzt hätten; andere zerschellten sich die Köpfe an den Baumstämmen; wieder andere saßen da und riefen nach teuren Anverwandten, und namentlich die jungen Soldaten hörte man unter Ausdrücken des tiefsten Schmerzes nach ihren fernen Müttern jammern. „Wieder andere sangen mit schmerzlichem, wahnsinnigem Lächeln in den blassen, hohlhängigen Totengesichtern die Lieder ihrer Heimat, oder sie saßen am Wege und weinten, weinten mit all der schmerzlichen Inbrunst, mit der Kinder es zu tun pflegen, und mit dem lebhaften, heftigen Schluchzen jenes Lebensalters."

Viele dieser Unglücklichen waren wahnsinnig geworden. Das übermenschliche Elend, das man tagtäglich vor sich sah, vermochte selbst bei robusten Naturen Trübsinn zu erzeugen. — Oberstleutnant Wiegand z. B., ein Riese an Kraft und Körperbau, war ganz hinfällig und stumpfsinnig geworden, so daß sein Freund Giese ihn oft wie ein Kind mit dem Löffel füttern mußte. Ja, Loßberg versichert sogar, daß eine Menge der Soldaten und Offiziere mehr dem gedrückten Gemütszustande als dem Hunger und der Kälte erlegen seien. „Viele der kräftigsten Männer," sagt er, „vermochten nicht Herr des Gedankens zu werden, daß es

keine Möglichkeit gebe, den Njemen je wieder zu erreichen. Das Gefühl, daß sie ihre Familie nicht wieder sehen sollten und im höchsten Elende auf die schmachlichste, ja schimpflichste Weise umkommen würden, war bei denen, welche dem Tode auf dem Schlachtfelde mutig entgegen gegangen wären, zur fixen Idee geworden. Diese an Verzweiflung grenzende Niedergeschlagenheit war so allgemein, daß ich alle Seelenkräfte aufbieten mußte, um nicht auch jene trüben Bilder der Zukunft in mir aufkommen zu lassen.“

Wie seinerzeit vor Smolensk hielt jetzt nur noch ein Gedanke die halbwahnsinnige Menschenmasse aufrecht: Die Hoffnung auf Wilna, wo gefüllte Magazine und Hilfstruppen ihrer harrten. Vorher aber hatte eine Schreckenskunde die Reste der Großen Armee ereilt: Der Kaiser hatte das Heer verlassen und war unterwegs nach Paris.

Am 3. Dezember hatte er von Malodeczno aus das berühmte 29. Bulletin erlassen, worin er dem entsetzten Europa in gewundenen Worten die Vernichtung der Großen Armee eingestand.⁴⁾ Zwei Tage später verließ er in Smorgoni⁵⁾ die Trümmer des Heeres, um nach Frankreich zu eilen⁶⁾, wo seine Gegenwart dringend notwendig war; dem Heere konnte sie nicht mehr nützen.

Auf alle, die noch Sinn für die Außenwelt hatten, machte die Abreise des Kaisers den nachhaltigsten Eindruck. „Jetzt entfiel auch den Stärksten der Mut,“ klagt Seifels. Rittmeister Baumann erzählt: „Unter lauten Flüchen über seine Treulosigkeit teilten uns die Garden mit, daß in der vergangenen Nacht Napoleon sie heimlich verlassen und das Kommando dem Könige von Neapel (Murat) übertragen habe.“ Auch auf Baumann und seine Begleiter verfehlte die Nachricht ihren Eindruck nicht.

Aber die Wahrscheinlichkeit, in Wilna Erholung und Mittel zur Erhaltung des Lebens zu finden, gab vielen Mut, die letzten Kräfte zusammenzuraffen. Die ersten Flüchtlinge langten am 8. Dezember vor der Stadt an; am folgenden Tage traf die Hauptmasse ein, die am Tore erbitterte Kämpfe um Einlaß aus-

4) Der Westfälische Moniteur veröffentlichte es in Nr. 306 vom 23. Dezember 1812. Im Großherzogtum Berg ist die Veröffentlichung untersagt worden. Die offiziellen Zeitungen in Berg, so z. B. die Allgemeinen Politischen Nachrichten, bringen in den ersten Januarnummern nur kurze Auszüge aus dem Bulletin.

5) Unser Freund Krollmann ist Augenzeuge der Abreise gewesen. Er lehnte ganz erschöpft an der Mauer, als der Kaiser in Begleitung des Leibmameluken Rustan aus seinem Hause trat und von den Marschällen Abschied nahm. — Napoleon reiste bekanntlich infognito und hatte außer Rustan nur ein paar Begleiter mit.

6) In Richard Dehmels „Anno Domini 1812“ hat die fluchtähnliche Reise des Kaisers durch die russischen Schnee- und Eismüsten ihre dichterische Verklärung gefunden.

focht. Die erschreckten Einwohner, so erzählen Lohberg und Borcke, hatten von dem Zustande der Großen Armee bis zu dem Augenblicke, wo die zerlumpten, halbtoten Menschen vor den Stadttoren erschienen, keine Ahnung gehabt. Wenn sie auch von dem Zurückgehen des Heeres hinter den Dnieper gehört hatten, so waren sie doch allgemein des Glaubens gewesen, Napoleon wolle hier nur der besseren Verpflegung wegen die Winterquartiere beziehen.⁷⁾ Voll Furcht und Schrecken schloß man in der Stadt die Häuser und Läden.

General v. Ochs, sein Adjutant Borcke und eine Anzahl anderer Offiziere mußten sich mittels Gewalt und förmlichen Einbruchs Eingang in ein Bürgerhaus verschaffen. Die Bewohner hatten dann keine Wahl: sie mußten für etwa 40 halbverhungerte Gäste Lebensmittel beschaffen.

Nach einer erquickenden Nachtruhe ging man am Morgen des 9. auf Kundschaft aus. Was man sah, war fürchterlich. In einem fort wogte der Strom der unglücklichen Flüchtlinge in die Stadt und durch die Straßen. Es herrschte schreckliche Kälte; allenthalben lagen Haufen erfrorener Soldaten; andere irrten nach Obdach und Lebensmitteln umher. Wütend und voll Verzweiflung versuchten sie die Türen und Fenster der Häuser einzuschlagen. „Es war,“ sagt Borcke, „ein herzzerreißender Anblick, wie niemand öffnete und alles sie zurückwies. Die Lazarette und alle öffentlichen Gebäude waren bald überfüllt, und es fehlte auch da an allem.“

Die unermesslich reichen Magazine waren von den Beamten beim Anblick der Tausende verzweifelter Menschen geschlossen worden, und es wurde nur an Kommandos noch bestehender Truppenabteilungen, die genaue Vollmachten beibringen mußten, verteilt. So erhielten die weitaus meisten von den erträumten Herrlichkeiten nichts. Als endlich am Abend des 9. Dezembers ohne Formalitäten ausgegeben werden sollte, war es zu spät. Die verzweifelten Menschen stürmten die Magazine und feierten vor den Branntweinniederlagen wahre Orgien, bis am Morgen des 10. die russischen Kanonen vor den Thoren donnerten und Kosaken in die Stadt eindrangen.

Unsere bisherigen Berichterstatter haben verhältnismäßig gute Erfahrungen in Wilna gemacht. — Musikus Krollmann allerdings irrte mit einem Freunde hilflos wie tausend andere durch die Stadt, ohne Obdach finden zu können. Nachdem sie von einer Judenfrau für ein Fünfrankenstück ein Eiter Milch erstanden hatten, ließen sie sich zum jenseitigen Tore auf die Straße nach Kowno hinauschieben. Lohberg dagegen fand Unterkunft bei

⁷⁾ Alles das kann Bodenhausen bezeugen, der dem Heere vorausgeeilt war, am 4. nach Smorgoni und am 5. nach Wilna kam. Daß maßlose Gesstaunen seiner dortigen Bekannten über sein Aussehen und alles, was sie von der Großen Armee zu hören bekamen, betont er besonders. — Wie er hörte, war seit der Beresina-Schlacht nur ein einziger französischer Kurier durchgekommen, der sich sehr wenig ausgesprochen hatte.

einem Kurländer, der ihn wie einen lieben Gast in sein Haus aufnahm und reichlich bewirtete. Auch Giese hatte in dieser Beziehung Glück. Er fand mit noch zwei andern Unterkunft in der Familie eines Kommissarius, der in Jena und Leipzig studiert hatte und für Deutschland Sympathien hegte. Sergeant Toenges wurde von einem Polen, auf dessen Treppe er ohnmächtig zusammenstürzte, freundlich aufgenommen. Seifels erhielt von einer mitleidigen Judenfrau einen Topf mit warmer Weizenkleie vorgesetzt. Einsingen und Baumann fanden bei Juden gute Quartiere, wo sie und ihre Kameraden sich gütlich taten. Den bergischen Offizieren wurde in Wilna insofern eine freudige Ueberraschung zuteil, als sie hier, wie Zimmermann erzählt, den Kapitän Bachhofen aus der Heimat trafen, der außer einem Kommando eine kleine Kasse für die anwesenden Offiziere mit sich führte.

So sind die Erfahrungen, die unsere Berichterstatter für ihre eigene Person bei Wilna gemacht haben, merkwürdig günstiger Art gewesen. Wenn man aber bedenkt, was Borcke von dem Schicksal der großen Masse erzählt hat, muß man diese persönlichen Erfahrungen als Ausnahmen von der Regel betrachten. So irrte z. B., wie Giese erzählt, der westfälische Major v. Rauschenplatt, ein sonst herkulischer Mann, mit wankenden Schritten über die Straße, um aufs Rathaus zu kommen, wo er versuchen wollte, ein Quartierbillet zu erhalten. Der große Saal des Gebäudes war dichtgedrängt voll von Soldaten, die sämtlich nach Unterkunft verlangten. — Zwar war dem 8. Korps das Franziskaner- und dem 9. das Bernhardinerkloster als Sammlungsplatz angewiesen worden. Wie es aber in diesen Höhlen ausah, das berichtet uns Giese durch seinen Freund Diethmar, der den Treffpunkt des 8. Korps aufgesucht hatte. „In jenem bezeichneten Franziskanerkloster hatte er nichts wie menschliches Elend, nichts als Not und Jammer gesehen. Von einem Sammeln des 8. Armeekorps all dort hatte niemand etwas wissen wollen. Zwar hatte man westfälische Soldaten dort betroffen, allein Kranke, in düstern Zellen zusammengesperrt, auf stinkigem, vermodertem Stroh gebettet; Tote sogar, die noch nicht von den Lebenden abgesondert. Ohne ärztlichen Beistand, ohne pflegende Hände, ohne ein mitleidiges Wesen, das sich ihrer angenommen, waren die Unglücklichen bloß sich selbst überlassen.“ — Der Sammlungsplatz des 9. Korps bot daselbe Bild. Nach Zimmermann sind in Wilna wegen Wunden, Entkräftigung und erfrorener Glieder allein 46 bergische Offiziere und eine entsprechende Anzahl Soldaten und Unteroffiziere liegen geblieben.

Die eigentlichen „Wilnaer Greuel“ hoben erst an, als am 10. Dezember die tapfere französische Nachhut unter Ney (Murat war längst nach Kowno weitergeeilt) vor der russischen Uebermacht weichen mußte und nun der Feind in die Stadt drang. Da trat ein, was Kosßbergs Hauswirt prophezeit hatte: „Daß der

Pöbel, sobald die Russen in die Stadt kämen, an dem Militär, gleichviel von welcher Nation (indem man alles für Franzosen hielt) seine so lang verhaltene Wut auslassen werde. Niemand vermöge dann diejenigen zu schützen, die das Unglück hätten, in ihre Hände zu fallen.“

Viele, auch Łoźberg und v. Ochs, waren versucht gewesen, in Wilna liegen zu bleiben, und es kostete die meisten keinen geringen Kampf, sich aus den hier gefundenen Unnehmlichkeiten des Lebens wieder herauszureißen und das alte Leben in der grauenhaften Kälte von neuem zu beginnen. Wohl denen, die den Sieg über ihre augenblickliche Schwäche davontrugen! — Wie es den Wilnaer Gefangenen und Kranken erging, soll später gezeigt werden.

Als am 10. Dezember in der Morgenröthe der Ruf „Kosaken!“ erscholl, drängte alles, was noch die Absicht hatte, weiterzukommen, dem Kownoer Tore zu, während der unerschrockene Ney mit der Nachhut dem Feinde entgegentrat.

Eine starke Wegeskunde jenseits Wilna, bei dem Defilee von Ponari, staute sich der Strom der Flüchtlinge und Fahrzeuge. Łoźberg versichert, daß sich hier die Szenen von Smolensk, Wilna und besonders der Beresina wiederholt hätten. Ein fest ineinander gefahrener Park von Kanonen, Munitionswagen und Fuhrwerken aller Art, darunter die kaiserliche Kasse und Bagage, saß am Fuße des mit Glatteis bedeckten Berges fest. Borcke erzählt uns: „Als nach stundenlangen vergeblichen Anstrengungen von Menschen und Pferden endlich der Berg mit zerbrochenen und umgeworfenen Wagen und Kanonen, mit gefallen Menschen und Pferden nach allen Richtungen übersät und nichts mehr zu retten war, da gab die Habsucht das Zeichen zur allgemeinen Plünderung. Die bis dahin geretteten Equipagenwagen Napoleons und die der Generale und Offiziere wurden von ihren eigenen Führern und den Begleitmannschaften aufgeschlagen und der Plünderung preisgegeben; die kostbarsten Dinge wurden geraubt und umhergestreut; im bunten Gemisch, wie auf einem Jahrmarkt, lagen die Sachen untereinander; jeder nahm, was ihm gefiel, und bot es schreiend den Vorübergehenden an. Die wenigen Soldaten, die noch mit Gewehren versehen waren, warfen diese fort, um sich mit Gegenständen, die ihre Habsucht und Gier trotz ihres Elends reizten, zu beladen und erlagen oft unter der Last nach wenig hundert Schritten oder wurden von der Kälte gezwungen, ihre Beute wieder wegzuwerfen, zu der sich dann immer wieder neue Liebhaber fanden. Ein durch Zufall aufgegangener Wagen von Napoleons Schatz vollendete diese Auftritte; nun, als das verlockende Metall einmal umhergestreut war und durch seinen Anblick die Hinzuströmenden zu immer wilderer Gier reizte, wurden mehrere solcher Wagen erbrochen. Ich sah, wie Soldaten in den Geldwagen standen und die Säcke

mit goldenen und silbernen Frankstücken in den Schnee warfen, indem sie schriean: „Wer will Geld!“ Viele überluden sich mit diesen Säcken über ihre geschwächten Kräfte hinaus und entledigten sich dieser Last, die ihnen das Leben nicht zu erhalten vermochte, sondern todbringend für sie war, bald darauf wieder. Später sollen sich sogar Kosaken unter die Plünderer gemischt haben, ohne daß man sich gegenseitig bemerkte; die Habsucht hatte für einige Zeit eine Art Waffenstillstand hervorgebracht.“

Hier bei Ponari gingen auch alle Equipagen Junots verloren, die, wie v. Ochs mit Bitterkeit feststellt, unter Aufopferung so vieler Westfalen glücklich bisher gerettet worden waren. — Dagegen kann v. Ochs freudig melden, daß er trotz des fürchterlichen Gedränges den Wagen mit seinem kranken Sohne in Sicherheit gebracht hat. Das verdankte er zum guten Teile dem General Allix, der den Kutscherbock bestieg und unter von Ochs' Führung den Wagen rechts am Berge längs eines Abgrundes herlenkte.

An dem Defilee fanden im Laufe des Tages noch erbitterte Kämpfe zwischen der französischen Nachhut und den Russen statt.

Das Ziel aller Flüchtenden war jetzt Kowno, wo die meisten am übernächsten Tage, dem 12. Dezember, anlangten. Die Stadt zählte, wie Loßberg sagt, 500—600 Häuser und war im Handumdrehen überfüllt. Beim Passieren des Tores regnete es wieder Kolbenstöße und Bajonettstiche. Obgleich mehrere Marschälle in Kowno lagen, fanden doch wieder die größten Erzeße statt. Alle Magazine wurden geplündert. Unser Freund Keifels ist Zeuge gewesen, daß man in den Branntweinniederlagen den Schnaps aus den Tschakos trank. Vor den Kellern lagen Haufen toter Soldaten umher, die sich bei ihrem geschwächten Magen den Tod getrunken hatten. Borcke berichtet sogar, daß die ganze Straße, die zum Stadttore führte, voll Leichen solcher gelegen habe, die im Rausche erfroren seien.

Am Wilnaer Stadttore lieferte Ney mit der Kownoer Besatzung (Bückeburger und Lippe-Detmolder Truppen) der feindlichen Vorhut das letzte Treffen auf russischem Boden.⁸⁾

Währenddessen zog die Schar der Flüchtigen zum jenseitigen Tore hinaus der Grenze zu. An der Njemenbrücke erlitt unser Loßberg zuletzt noch einen Verlust, den er lange nicht hat verschmerzen können. In dem fürchterlichen Menschengewühl ging ihm durch die Unvorsichtigkeit seines Burschen ein Mantelsack verloren, in dem er die Regimentsfahne verwahrte. Bis zum Abende des vorigen Tages hatte Loßberg sie seit Bobr ununterbrochen auf dem Leibe getragen. Giese, der den unglück-

⁸⁾ Außerordentlich interessante Darstellungen aller letzten Kämpfe gibt Holzhausen.

lichen Oberstleutnant fünf Tage später in einem Dorfe bei Insterburg traf, fand ihn noch immer in großer Betrübniß über den Verlust.

Auf einer steilen Anhöhe hinter Kowno, wo mehrere Kassenwagen festfuhren, erlebte man dann noch eine Wiederholung der Plünderungsszenen vom Ponaridefilee bei Wilna. Hier blieb auch der Wagen stecken, in dem General v. Ochs seinen kranken Sohn bisher mitgeführt hatte. Zum Glück war der junge Mann so weit gekräftigt, daß er zu Pferde steigen konnte.

Die russische Grenze war überschritten. Jenseits des Njemen befand man sich auf dem Gebiete des Großherzogtums Warschau, und wenige Meilen weiter westlich lag die preussische Grenze.

Mit welchen Gefühlen mag die Mehrzahl der fliehenden Menschen die letzte Schranke überwunden haben! Welcher Vergleich bot sich hier zwischen einst und jetzt! „Am 24. Juni dieses denkwürdigen Jahres,“ sagt Johann v. Borcke sinnend, „war Napoleon an demselben Orte an der Spitze einer Armee, wie die neuere Zeit keine gesehen, über den Njemen gegangen und hatte die Fackel dieses furchbaren Krieges entzündet. Noch waren nicht sechs Monate vergangen, und dieser Fluß sah einen Haufen jämmerlicher Flüchtlinge, gejagt von einigen Kosaken, den Rest von einer halben Million Menschen, zu Schatten abgezehrt an seinen Ufern. Dies war der Boden, auf dem vor wenigen Monaten die von Hoffnungen, Stolz und Verblendung erfüllten, so oft siegreichen Heere gestanden hatten, um auf den Wink eines einzigen Tod und Vernichtung jeglicher Gestalt bis nach Moskau hinzutragen und dann als beispielloses Opfer selbst zugrunde zu gehen.“

8.

Im Vaterlande.

Wie Fr. W. v. Loßberg erzählt, waren am linken Njemen-
ufer Wegweiser errichtet, die den einzelnen Korps unter Angabe
der Straßen und Durchgangsstationen ihre Sammelplätze nann-
ten. Für das 8. Korps war die Strecke Schirwindt-Pillkallen-
Insterburg, für das 9. Stallupönen-Gumbinnen-Insterburg be-
stimmt.

Es ist nun nicht möglich, all die kleinen und großen Aben-
teuer aufzuzählen, die unsere treuen Berichterstatter noch auf dem
Heimwege erlebt haben. Daß man z. B. auf dem Warschauer
Gebiete durchaus noch nicht in Sicherheit war, erzählt uns Loß-
berg. Er versichert, daß ihm seit der Beresina noch nie das Ge-
fühl, den Kosaken in die Hände fallen zu können, so nahe ge-
legen habe wie in dieser Gegend. Brennende Dörfer kennzeich-
neten auch hier den Weg der letzten Truppenreste, und der Mut
der Landbevölkerung ist noch mancher Isolierte zum Opfer ge-
fallen. Wenn Krollmann und seine Gefährten, die den Bauern
in die Hände fielen, nur bis aufs Hemd ausgeplündert wurden,
so war das ihr besonderes Glück.

Loßberg langte am 15. Dezember auf allen möglichen Schleich-
wegen in Schirwindt, der ersten preussischen Stadt, an. Wie
wohl ihm wurde, als ihn einige Einwohner vor der Stadt emp-
fangen und deutsch anredeten, das zu schildern, sagt er, sei seine
Feder zu schwach. Am folgenden Tage traf auch General von
Ochs mit seinem kranken Sohne und mehreren Offizieren in
Schirwindt ein. Wie eine Zigeunerbande — so drückt sich J. v.
Borcke aus — waren sie durch den tiefen Schnee von Dorf zu
Dorf gezogen, um hier endlich im Hafen zu landen. Ebenso wie
Loßberg erhielten auch sie auf dem Rathause bereitwilligst eine
Wohnung bei freundlichen Menschen nachgewiesen. Die Witwe
eines preussischen Offiziers, Frau Major von Gerhard, nahm sie
auf. Die Wirkung, die die äußere Erscheinung der westfälischen
Offiziere auf die Hausfrau ausübte, sowie die ganze Verfassung
der endlich Geretteten hat uns J. von Borcke ausführlich ge-
schildert. Da das, was er sagt, typisch ist für alle heimkehrenden
Soldaten der Großen Armee, soll seine Darstellung hier im
Wortlaut folgen. Borcke erzählt: „Die Dame sah uns mit großen
Augen an, als wir ihr Haus betraten und als sie hörte, daß
ein General mit seinen Adjutanten, durch kein äußeres Abzeichen
erkennbar, sondern in Schafspelze und Lumpen gehüllt, voller
Schmutz, vom Rauch der Bivaks geschwärzt, mit langen von

Eis starrenden Bärten, mit erfrorenen Gliedern, ihre Gäste sein sollten. Sie wußte nicht, ob sie davonlaufen oder bleiben sollte; wir waren in unserem Aufzuge nicht minder besangen, und so war die Verlegenheit groß, bevor wir uns einigermaßen verständigten und in das reinliche, wohlgeordnete Haus, in das freundliche Zimmer einzutreten wagten — hatten wir doch seit sieben Monaten keine mit den Bequemlichkeiten des Lebens versehene menschliche Wohnung erblickt. Endlich, nachdem die ersten beiderseitigen Eindrücke überwunden waren, bot unsere Wirtin alles auf, um durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit unsere Lage so viel wie möglich zu verbessern, und nahm uns mit wahrer Teilnahme und Herzensgüte auf.

Es ist nicht möglich, den Eindruck zu schildern, welchen der Aufenthalt in einer reinlichen menschlichen Wohnung auf uns machte. Das Wiederfinden von Menschen, die unsere Sprache redeten, ihre Gastfreundschaft, ihre Teilnahme, die Befriedigung so mancher lange entbehrten Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens, der Genuß des ersten regelmäßigen Abendessens, der Gebrauch einer Serviette und von Löffel, Messer und Gabel erweckten Gefühle, die sich nicht beschreiben lassen. Aber der Uebergang zu einem ganz neuen Leben, dazu das plötzliche Fallen der entsetzlichen Kälte, wirkte so nachteilig selbst auf einen noch gesunden Körper, daß man sich nicht lange bei dieser grellen Veränderung behaglich und wohl fühlen konnte. So war es z. B. mir nicht möglich, auch nur eine halbe Stunde in dem ersten Bette, welches sich mir darbot, auszuhalten. Meine Frostwunden an Händen und Füßen und im Gesicht begannen nun erst zu schmerzen, und mein Blut kam in eine solche gährende Wallung, daß ich Linderung und Schlaf nur außerhalb des Bettes auf der nackten Erde finden konnte. Der Keim einer Krankheit schien in meinem Körper zu liegen, und nur die größte Vorsicht, ganz allmähliche Gewöhnung an eine geregelte Lebensart, das Vermeiden des Aufenthalts in geheizten Zimmern und von Betten konnte sie einigermaßen abwenden.“

Auch Leutnant Giese, der am 16. Dezember abends in Schirwindt eintraf, kennt die merkwürdige Qual der Nachtruhe in weichen Betten; sie war ihm und seinem Freunde derart unerträglich, daß die beiden am nächsten Abend in Pöhlkallen ihren Hauswirt statt eines Bettes um eine Streu auf dem Fußboden baten.

In Schirwindt hatten sie Unterkunft bei dem Ortspfarrer gefunden, der sie, trotzdem seine Frau leidend war, in christlicher Nächstenliebe aufnahm. Als Giese das gastliche Haus — das erste nach langen Monaten — betrat, war er so gerührt, daß ihm die Tränen über die Backen liefen, und am Abende gelobte er „Gott zu Ehre und zu Dank und zum Gedächtnis des erlittenen Elends alljährlich einen Feiertag in Buße und Fasten zu begehen.“

Die Aufnahme bei dem guten Pfarrer verdankten die beiden der warmen Empfehlung durch den Bürgermeister. Bemerkenswert ist nun, daß dieser Menschenfreund mehreren Franzosen die verlangten Quartierbilletts abschlug. „Sie sollen,“ erklärte er Giese, „untergebracht werden; jene aber — auf die Franzosen deutend — mögen sehen, wie sie fortkommen; mit denen ist's aus!“ Dieselbe feindliche Stimmung gegen alles französische befundete auch Giese's Hauswirt; und auf dem Weitermarsche sollte unser Freund mit seinem Kameraden noch oft Gelegenheit finden, die Ausbrüche des Franzosenhasses der preussischen Bevölkerung zu beobachten.

Den westfälischen und bergischen Soldaten erging es im allgemeinen glimpflich, da man, wie hier in Schirwindt, zu würdigen wußte, daß sie den Fahnen Napoleons nur gezwungen gefolgt waren; aber es kam doch, wie Borde erzählt, vor, daß sie mit ebenso schelen Augen angesehen wurden wie die Franzosen.

Nach einem Ruhetage in Schirwindt setzten die einzelnen ihre Reise über Pilsfallen fort. In Insterburg, das von den Resten der französischen Garde besetzt war, fand man am 20. Dezember an allen Straßenecken einen Tagesbefehl angeschlagen, wonach dem 1. und 8. Armeekorps sowie den Württembergern Thorn und dem 4. nebst 9. Korps Marienwerder als Sammelplatz angewiesen war.

Die Reste der bergischen Truppen — so erzählt Zimmermann — hatten inzwischen ihren Weg über Gumbinnen-Insterburg nach Königsberg¹⁾ verfolgt. Auch sie waren mit der Aufnahme, die sie bei den Landsleuten fanden, überaus zufrieden. In welcher Verfassung aber die traurigen Reste der Bergischen sich befanden, läßt uns ein Brief des Lanciersleutnants C. W. Sotta ahnen, der vom 21. Dezember aus Königsberg datiert und an den Bruder des Schreibers gerichtet ist. „Gestern bin ich hier in Königsberg mit dem Marschall Viktor angekommen; ich kann dir mit Worten nicht ausdrücken, was ich und überhaupt die ganze Armee erlitten; ich habe alles, alles verloren, meine Pferde, meine Kleider, mein Equipement, meine Gesundheit, kurz alles ist fort. Meine Hände, Füße und meine

¹⁾ Ueber Königsberg kam auch der bergische Lancier Mary, der uns besonders interessieren muß. Er war nämlich Leibkutscher des Kaisers und ist während des ganzen Feldzuges in seiner Nähe gewesen. So hat er Napoleon z. B. nach Moskau begleitet, ist mit ihm aus dem brennenden Kreml nach dem Schlosse Petrowsky gezogen, hat in seiner Nähe den Rückzug mitgemacht und den Kaiser noch am Tage vor seiner Abreise gefahren. — Von Königsberg ist Mary nach Berlin gegangen, hat später in den Befreiungskriegen den Kaiser begleitet, ist schließlich mit ihm nach Elba gegangen und hat auch die späteren Ereignisse bis Belle-Alliance in seiner Nähe zum Teil miterlebt. Am 2. Weihnachtstag 1815 kehrte der Wackere in seine Vaterstadt Münster zurück. — Was hätte der Mann erzählen können, wenn er die Darstellungsgabe etwa unsers Freundes Fleck besessen hätte! Leider ist gerade die Schilderung des Jahres 1812 bei Mary mehr als dürftig. (S. Lit.-Verz. unter Anonymi)

Nase sind erfroren; ich bin ausgehungert, voller Eäuse und habe schon seit 3 Wochen einen starken Durchfall, dabei einen furchtbaren Husten; nie werde ich wieder in das verfluchte Rußland zurückkehren; der Rest unseres Regiments ist gefangen. . . Von den Offizieren der bergischen Infanterie sind 42 meiner besten Freunde totgeschossen; von den 3 Regimentern leben überhaupt nur noch 200 Mann.“

Ein in Königsberg stehendes kleines bergisches Korps unter Leutnant Frambach war schon nach Marienwerder, das, wie wir hörten, als Sammlungsplatz für das 9. Korps bestimmt war, abgegangen. Dorthin brachen dann allmählich alle noch marschfähigen Berger auf. Aber viele, klagt Zimmermann, blieben unterwegs liegen; ihm ist besonders aufgefallen, daß bei manchen der Magen seinen Dienst versagte. In Gumbinnen sowohl wie in Königsberg mußten mehrere Offiziere zurückbleiben und starben dort.

Ende Dezember langten die Bergischen nach und nach in Marienwerder an. In dem Dorfe Groß-Banken fanden sie zwar Ruhe; aber was ihnen allen fehlte, das war regelrechte Ernährung und Pflege. Ohne Geldmittel (selbst die Offiziere), die meisten nur im Besitze der Kleider, die sie auf dem Leibe trugen, von Ungeziefel gequält, hinsällig und schwach von den in Rußland erlittenen Strapazen, führten sie hier ein erbarmungswürdiges Dasein.

Von den Lanciers sammelten sich hier nach der Aussage des Kapitän von Reck etwa 130 Mann, fast alle unberitten; Kapitän Kiener soll auf dem Rückzuge in Wilna und Kowno noch einige kleinere dort zurückgelassene Depots an sich gezogen haben. Die Angaben sind nicht recht klar; jedenfalls aber steht fest, daß die bergischen Lanciers im März 1813 nur in der Stärke von etwa 130 Köpfen in ihre Garnison Hamm eingezogen sind. Hier erkrankten die Leute größtenteils am Typhus, und mehrere starben noch in der Heimat.

Von den Fußtruppen fanden sich bei Marienwerder nach Zimmermann einige 30 Offiziere und vielleicht 100 Soldaten zusammen: zum Teil stammten diese aber aus dem Königsberger Depot, zum Teil aus einzelnen Lazaretten. Aus Rußland sollen höchstens 10 Unteroffiziere und Soldaten hier eingetroffen sein.

Nachdem die Bergischen am 9. Januar wieder in Marienwerder eingerückt waren, wurden sie mit den anderen Beständen des 9. Korps gegen die andrängenden Kosaken verwandt und gingen dann mit dem Vizekönige nach Posen. Dort erhielten sie Order in die Heimat.

Ueber den Rückmarsch der Lanciers nach Hamm ist bereits gesprochen. Die Fußtruppen zogen am 1. März 1813 in Düsseldorf ein. Die Freude, nach soviel Leid und Elend wieder daheim zu sein, wurde den armen Menschen im letzten Augenblicke noch vergällt. Melancholisch erzählt Zimmermann:

„Unser Einzug war ganz geräuschlos über die Benrather Brücke in die Kaserne. Von 7 Bataillons Infanterie und 1 Bataillon Artillerie trafen im ganzen etwa 64 Offiziere und Gemeine im elendesten Zustande hier wieder ein; von diesen letzteren aber hatten nur wenige Rußland gesehen, sondern waren, wie schon bemerkt, auf dem kleinen Depot zu Königsberg und aus verschiedenen Lazaretten gesammelt worden.

Sonst war es wohl üblich, die aus dem Felde zurückkehrenden Truppen mit einer kleinen Ehrenbezeugung zu bewillkommen, sei es auch nur in der Art, daß die Herren Offiziere zusammen speisten. Allein alles dies unterblieb gänzlich; man schien den ungeheuren Verlust verstecken zu wollen oder sich dessen zu schämen.“

Die westfälischen Truppen hatten wir in Insterburg, wo man ihnen Thorn als Sammelplatz bezeichnete, verlassen. In Thorn gab es ein freudiges Wiedersehen zwischen alten Bekannten. Am 3. Januar konstatiert Lohberg, daß gegen 160 westfälische Offiziere und 500 Unteroffiziere und Soldaten eingetroffen seien; allerdings war nur etwa die Hälfte der letzteren vom eigentlichen 8. Korps; die anderen gehörten zum 4. Linienregiment, das erst von Wilna aus den Rückzug mitgemacht hatte.

In Thorn traf auch der Herzog von Abrantes, Junot, wieder bei seinem Armeekorps ein. Durch ihn und v. Ochs hat'e König Jerome einen offiziellen Bericht über die Vernichtung seiner gesamten Truppenmacht erhalten. Da die Abfertigung eines Kouriers erst diesseits des Njemen möglich gewesen war, hatte die Unglücksbotschaft erst am 30. Dezember in Kassel eintreffen können.²⁾ Um dem ganzen unerwarteten Schlage, dessen Folgen sich gar nicht berechnen ließen, nach Kräften zu begegnen, hatte König Jerome alle vorhandenen Mittel aufbieten lassen. Sofort wurden Rekrutenaushebungen veranstaltet, und Verwaltungsbeamte eilten den Trümmern des Heeres bis Thorn entgegen, um Geld und Effekten zu überbringen. Eine Menge Beförderungen erfolgten, und der König erwartete Vorschläge zu neuen.

Aber die Freude, durch Jeromes Beamte wieder in Besitz von Geldmitteln und entsprechende Ausrüstung zu kommen, Familienbriefe vorzufinden und überhaupt wieder Mensch zu sein, wurde bei manchen leider gar bald getrübt. Borcke erzählt uns: „Mit der Ankunft in Thorn konnten wir uns als aus dem großen Schiffbruch gerettet betrachten, aber ein türkischer Feind bedrohte noch immer unser Leben. Epidemische Krankheiten brachen in Thorn und in allen Orten der Weichsel aus, wohin die Trümmer der Armee kamen. Die Lazarette waren überfüllt, kein Haus ohne Kranke, und der Tod hielt eine furchtbare Nachlese. Man sah in den Straßen der Stadt zwar wenig Leichenzüge, aber die Totenkarren waren stündlich beschäftigt, die Opfer

²⁾ In etwa war man durch das 29. Bulletin vorbereitet; doch konnte danach niemand den Umfang des Unglückes ahnen.

der Weichsel zuzuführen, und Tag und Nacht vernahm man das dumpfe Rollen dieser Karren.“

Gleich in den ersten Tagen ergriff den General von Och das Nervenfieber; merkwürdigerweise hatte sich dagegen sein Sohn so weit erholt, daß er jetzt mit den Adjutanten seines Vaters gemeinsam die Pflege übernehmen konnte.

Inzwischen war aus allen Depots der westfälischen Armee ein Ersatzregiment in Thorn eingetroffen. Aus diesem und den brauchbarsten der aus Rußland zurückgekommenen Offiziere und Soldaten wurde eine Brigade von 4 Bataillonen errichtet, die Mitte Januar in Posen zu 2 Regimentern umgebildet wurde, deren Kommando General von Süllgraf erhielt.

Nach Posen waren die Westfalen am 8. Januar aufgebrochen. Alle zur Bildung der erwähnten neuen Truppe nicht verwandten Bestände der Infanterie sowie die Reste der Kavallerie und Artillerie erhielten hier, wie Gieße³⁾ sich ausdrückt, „die beneidenswerte Bestimmung, nach dem lieben, teuren Vaterlande Westfalen abzugehen.“

In Posen war auch General v. Och, schon fast wiederhergestellt, zum Armeekorps gestoßen. Am 20. Januar erließ Junot⁴⁾ seinen letzten Tagesbefehl an die Westfalen; er teilte ihnen mit, daß sie nicht mehr unter seinem Kommando ständen und, soweit sie nicht in den neuen Regimentern Verwendung gefunden hätten, in das Königreich zurückkehren und sich zur Disposition des Kriegsministers stellen sollten.

Ueber den Empfang in der Heimat erzählt uns General von Och: „Die aus Rußland zurückgekommenen Offiziere und Soldaten wurden zu Kassel sehr gut aufgenommen und genossen vom Könige die beste Unterstützung, um sich wieder in militärischen Zustand zu versetzen. Viele Beförderungen erschienen; bedeutende Gratifikationen, sowie hinlängliche Summen zum Ersatze für die verlorenen Pferde und Effekten wurden ausgezahlt. Der König war sehr ernstlich darauf bedacht, seine Offiziere wegen ihres löblichen Betragens und der vielen ausgestandenen Leiden nicht nur zu belohnen, sondern auch bei dem bevorstehenden Feldzuge, in dem sehr gefährdeten Zustande des Königreichs, ihre erneute Anhänglichkeit zu erwerben und zu sichern. Außer denjenigen Offizieren, welchen unmittelbar nach dem Treffen von Smolensk und der Schlacht von Borodino der westfälische Orden verliehen war, erhielten noch 85 Offiziere wegen ihres Wohlverhaltens in Rußland diese Auszeichnung; desgleichen wurden an hundert

³⁾ Er selbst mußte bei der Truppe bleiben. Die beiden neuen Regimenten kamen dann bald darauf als Besatzung in die Festung Küstrin und sind dort bis zur Kapitulation am 20. März 1814 geblieben.

⁴⁾ Nach v. Och wurde Junot Gouverneur von Triest und starb noch im gleichen Jahre.

Verdienstmedaillen an die Unteroffiziere und Soldaten⁵⁾ ausgeteilt. Auch Napoleon bewilligte auf den Antrag des Königs dem General v. Ochs und noch 92 westfälischen Offizieren den französischen Orden der Ehrenlegion.“

So wurde den Westfalen in der Heimat ein weit würdigerer Empfang als den Bergischen zuteil. Doch bot sich auch hier Anlaß genug zu melancholischer Betrachtung. Von 800 Offizieren und über 24 000 Mann der westfälischen Truppen kamen nach v. Ochs nur 226 Offiziere und etwa 400 Unteroffiziere und Soldaten in das Vaterland zurück. Bei den vorhin erwähnten neugebildeten Regimentern befanden sich allerdings noch kleine Abteilungen, die ebenfalls in Rußland gewesen waren; aber v. Ochs berechnet sie auf nur einige 20 Offiziere und 4—500 Mann, und obendrein hatten die meisten davon dem 4. Linienregimente angehört, das erst von Wilna aus zum Haupttheere gestoßen war.⁶⁾

Welch armselige Reste der bergischen Truppen in die Heimat zurückgekehrt sind, wurde bereits früher gezeigt; hier sehen wir, daß die Westfalen in gleich furchtbarer Art gelitten haben. Für beide Truppenkontingente gilt das, was Giese zunächst nur von seinem Armeekorps sagt: „Welch namenloser Schmerz für Mütter und Väter, Weiber und Kinder, Geschwister und Bräute, unter den wenigen Zurückgekehrten die geliebten Ihrigen zu vermissen! Denkt man sich den energischen Menschenschlag, der ins Feld rückte, die Stärke unserer Truppe, und vergleicht damit die jetzt herumschleichenden Schattenbilder, die geringen Ueberreste der aufgelösten Regimenter, so wird man vom tiefsten Gefühl der Wehmut und Trauer durchdrungen.“⁷⁾

⁵⁾ Sergeant Leifels, der noch besonders viel auf dem Heimmarsche erduldet hat und in elendestem Zustande ganz allein nachträglich in Kassel einrückte, erhielt die Medaille vom Könige eigenhändig auf die Brust geheftet.

⁶⁾ Das 1. Linienregiment bleibt ganz außer Berechnung, da es, wie wir wissen, bei Beginn des Feldzuges zu Macdonald in Kurland kam und dort nur sehr wenig zu leiden hatte. Es war noch fast ganz komplett und wurde zur Garnison in Danzig gezogen. — Daß zu dem Macdonaldschen Korps in Kurland York gehörte, dessen Abfall um diese Zeit auch bei den Westfalen eifrig besprochen wurde, möge ebenfalls erwähnt werden.

⁷⁾ Ueber die Gesamtverluste der Großen Armee sagt v. d. Osten-Sacken: „Es waren verloren gegangen mehr als 500 000 Menschen, über 150 000 Armeepferde, gegen 1 000 Geschütze und fast 25 000 anderweitige Armeefahrzeuge. Und in diesen Zahlen sind nicht einmal die Tausende enthalten, die sich in der Gefolgschaft des Heeres befunden und ihren Untergang gefunden hatten, ebenso wie auch fast die gesamten 150 000 Pferde, die der Armee ihre Bedürfnisse hatten nachschleppen müssen. Von den Menschen waren über 100 000 in Gefangenschaft geraten, der Rest füllte zu einem kleinen Teile die Lazarette, die große Masse hatte aber in Rußland ihr Grab gefunden.“

9.

Das Schicksal der Gefangenen.

Das wechselvolle Los derjenigen unserer Berichterstatter, die in russische Gefangenschaft geraten sind, bis in alle Einzelheiten zu verfolgen, würde eine umfangreiche Abhandlung für sich erfordern. Aber einen kurzen Blick müssen wir doch den Erlebnissen dieser Unglücklichen gönnen, da das, was sie erlitten haben, die Not und das Elend der im Felde Umgekommenen noch vielfach übersteigt.

Welche Behandlung die in die Hände der russischen Bauern fallenden Unglücklichen erfuhren, ist bereits früher angedeutet worden. Hier seien nur noch einzelne Beobachtungen von Augenzeugen zur Vervollständigung des Bildes angeführt. Der Kreisfelder Karl Schehl¹⁾ erzählt uns, daß die Bauern ihre Schlachtopfer an die Bäume banden und sich damit belustigten, sie langsam mit vielen, nicht zu tief eindringenden Lanzenstichen zu Tode zu martern. Wie der Engländer Wilson, der sich in Kutusows Hauptquartier aufhielt, berichtet, hielten die Bauern es vielfach für eine Sünde, die Leiden der Gefangenen durch einen schnellen Stich oder Schuß abzukürzen. Frohlockend, als ob sie eine verdienstvolle Tat vollbracht hätten, zeigten ihm die entmenschten Kreaturen eines Tages eine Stelle, wo sie 50 Gefangene lebendig begraben hatten. Der bergische Sergeant Coenges erzählt, daß die Gefangenen in die Wachtfeuer geworfen worden seien, und der westfälische Leutnant Wachsmuth ist Zeuge gewesen, daß die Bauern die Hilflosen mit Keulen todschlügen.

Daß das Schicksal der in verschiedenen Städten haufenweise zurückbleibenden Soldaten nicht viel besser war, wird man sich denken können. Wie viele unserer Landsleute mögen in Smolensk und anderen Orten der Rückzugsstraße abgeschlachtet worden sein! Greuelszenen von besonderem Umfange haben sich in Wilna abgepielt, da dort, wie bereits früher erwähnt, Schwache und solche, die zum Weitermarsche keine Energie mehr besaßen, in besonders großer Anzahl zurückgeblieben sind. Man berechnet die Masse der von den Russen dort vorgefundenen Soldaten auf 10 000 Mann, außer den Kranken in den Hospitälern. Hunderte sind von den eindringenden Kosaken und den Einwohnern Wilnas in den Straßen und Häusern ermordet worden; was übrig blieb, wurde wie Vieh in die Militärgefängnisse, z. B. das Basiliuskloster, zusammengetrieben. Die schauerlichsten Dinge er-

¹⁾ Er war bergischer Untertan, diente aber als Freiwilliger in dem 2. französischen Karabiniersregimente.

zählt uns Wilson über dieses Lokal, wo infolge der mangelhaften Ernährung und der Ansteckung die Sterblichkeit so groß wurde, daß mehrere tausend Leichen in den Gängen und Zimmern festgefroren übereinander geschichtet lagen.

Zwischen diesen Militärgefängnissen und den Hospitälern läßt sich kaum ein Unterschied aufstellen; in beiden wurden die unglücklichen Insassen bis aufs Hemd ausgeplündert, und in beiden darben, froren, litten und starben sie in gleicher Weise. Wie es in dem für das westfälische Korps bestimmten Hospitale aussah, hat uns bereits früher Leutnant Giese geschildert; daß zahlreiche bergische Offiziere und Soldaten in Wilna geblieben sind, haben wir ebenfalls gehört. Was sie alle dort erduldet haben, können wir nur ahnen. Als Freiherr vom Stein und Ernst Moritz Arndt nach Wochen in die Stadt kamen, lagen an allen Straßenecken tote, von Wölfen zerfleischte Körper herum, Häufen von skelettartig aussehenden Gefangenen wurden von Milizen fortgetrieben, und Tausende von Kranken lagen noch in den Lazaretten.

Daß es in andern russischen Gefängnissen und Hospitälern nicht besser herging, erzählt uns Karl Schehl, der in Moskau mit noch 800 andern Gefangenen in einem Hause eingepfercht lag, wo sie 6 Tage lang nicht die geringste Nahrung erhielten, sodaß über 700 von ihnen umkamen. Die Toten wurden jeden Morgen zum Fenster hinaus auf einen Binnenhof geworfen. Leiche auf Leiche schichtete man aufeinander, und die gefrorenen Körper sahen bei ihrer gänzlichen Nacktheit aus wie ein riesiger Haufen Scheitholz, der zuletzt beinahe bis an die Fenster des zweiten Stockwerks reichte.

Ein Seitenstück hierzu bietet die Schilderung des Grafen Wedel²⁾ von den Zuständen in Witepsk, die uns deshalb besonders interessieren muß, weil sie etwas Näheres über die Schicksale der Division Partouneau, bei der die bergischen Lanciers standen, erzählt. Die unglücklichen Gefangenen wurden bei ihrem zweitägigen Aufenthalte in Witepsk in ein sehr großes leerstehendes Haus getrieben, in dem alle Fenster fehlten, so daß die Eingekerkerten außer durch schlechte Ernährung auch noch durch Frost litten. Die in der Nacht Gestorbenen warf man notgedrungen zum Fenster hinaus. „Vor dem Hause und gegen dasselbe hatte der Wind den Schnee hoch aufgetürmt; in diesen fielen die nackten, steifgefrorenen Leichen und blieben in der Stellung, in der sie den Boden berührt hatten, stecken. Einige standen aufrecht bis an den Bauch im Schnee; andere, vornübergefallen, standen auf dem Kopfe, die Beine aus dem Schnee herausragend; andere lagen auf der Seite, auf dem Bauche, auf dem Rücken. Die Polizei bekümmerte sich um diese Leichen nicht.

²⁾ Er diente in dem 9. französischen Chevaulegers-Lancierregimente, das auch zahlreiche ehemalige westfälische Untertanen (aus den 1810 abgetrennten Gebieten) enthielt.

Der harte Frost hinderte die Verwesung. So habe ich mit eigenen Augen Hunderte von Leichen in den entsetzlichsten Gruppen im Schnee gesehen. Erst später ließ die Polizei die Leichen vors Tor bringen und in großen Gruben mit Kalk übergießen und begraben.⁴³⁾

Wie uns Schehl von seinen Moskauer Erlebnissen ausdrücklich erzählt, lag die Schuld an dem Massensterben hier nicht bei der Regierung, sondern an der Gewissenslosigkeit der Aufseher, die nach echt russischer Art die für die Kriegsgefangenen gelieferten Vorräte unterschlugen und anderweitig verkauften. Von oben herab geschah tatsächlich mancherlei, um die Not der Unglücklichen zu lindern. So erzählt Wilson uns ausdrücklich, daß vom Zaren jede Art von Grausamkeit gegen die Gefangenen streng verboten worden war; bestimmte Verordnungen über den Transport, die Unterkunft und Ernährung der Tausende waren erlassen worden; der Zar selbst sah z. B. in Wilna nach dem Rechten und griff persönlich ein — aber die Verhältnisse waren mächtiger als alle Befehle von oben. Als Alexander gleich nach seiner Ankunft in Wilna am 23. Dezember die Lazarette besuchte und, wie Wilson sich ausdrückt, als wirklicher „Spender hohen Erbarmens“ unter die Unglücklichen trat, war es für die meisten bereits viel zu spät. Auch die Verordnungen über menschenwürdige Behandlung der Gefangenen auf den Transporten hatten sich als ganz nutzlos erwiesen.

Wie es z. B. mit der Unterkunft und Verpflegung auf den seit Beginn des Feldzuges unablässig ins Innere des Landes abgefertigten Gefangenentransporten bestellt war, soll uns der heftige Leutnant Peppler, der mit Leutnant Braun vom 2. bergischen Infanterieregiment zusammen alle Stürme der Prüfungszeit überstanden hat, erzählen. Mit 3000 andern waren die beiden bei Smorgoni in Gefangenschaft geraten. Die

3) In Witepsk hat der westfälische Offizier Wallmoden ein merkwürdiges Abenteuer gehabt, das uns Rittmeister Baumann mit folgenden Worten erzählt: „Es war in der schrecklichen Kälte im Monat Januar; die Häuser lagen gedrängt voll Kranker, und der Tod forderte viele Opfer, so viele, daß die Karren, welche morgens in den Straßen umherfuhren, um die vor die Tür geworfenen Toten aufzuladen, kaum damit fertig werden konnten. Auch Wallmoden befand sich nach Verlauf einiger Krankheitstage unter jenen Unglücklichen und wurde wie ein Bund Stroh auf den Wagen geworfen, der sich mit seiner traurigen Last vorwärts bewegte. Zufällig gingen der Major Stockhausen und Leutnant Krause von der westfälischen Armee hinter dem Wagen her, auf welchem die Toten bunt untereinander umherlagen, und es fiel ihnen einer auf, welcher, Kopf und Arme herunterhängend, die Straße berührte. Sie sahen genauer hin und glaubten den Leutnant Wallmoden zu erkennen, gingen näher, um sich zu überzeugen, und fanden ihre Vermutung begründet. Da beide die Familie des Verunglückten kannten, so ließen sie von dem Adjutanten sich den Körper verabsolgen, um ihm wenigstens ein anderes Begräbniß zukommen zu lassen. Als sie ihn fortschleppten, begegnete ihnen der Regimentsarzt Starkloff und begleitete sie in ihre Wohnung. Dort stellte er Versuche an, ob Wallmoden auch wirklich tot sei, und der Erfolg war, daß dieser zu sich kam und in besserer Verpflegung nach sehr kurzer Zeit vollkommen genes.“

ersten Tage vor dem Weitertransport verbrachten sie mit 60 Offizieren in einer elenden Hütte. Ueber die erste Nacht erzählt Pepler:

„Ich war neben meinem Leidensgefährten Braun unter einer Bank gelagert, glücklicherweise nicht weit von der Eingangstüre, bei deren Oeffnung uns etwas frische Luft zuströmte; eine wahre Wohltat an diesem mit verpesteten Dünsten angefüllten Orte. Keine Feder vermag den Jammer zu schildern, der hier herrschte. Einige rangen mit dem Tode, andere wimmerten unter unsäglichen Schmerzen; die Glücklichen hatten geendet. Ein westfälischer Offizier, ich glaube aus Kassel, lag ohne Hände da, sie waren ihm abgefroren; zwei Tage nachher verlor er auch seine Füße; nach achtundvierzigstündiger Höllenqual starb er. Viele hatten noch die Kraft, sich ihrer Notdurft außerhalb dieses Lokales zu entledigen; allein bei dem Durchdringen zur Türe konnte das Anstoßen oder Treten der Verwundeten nicht vermieden werden, und grauenhaft waren dann die Schwüre und Verwünschungen, welche der Schmerz erpreßte. Man denke sich hierzu das dichte Dunkel der Nacht, die Kälte, welche die Glieder in dem unerwärmten Gemache durchdrang, und den Hunger, der in den Eingeweiden nagte. In der ersten Nacht, die wir hier zubrachten, hatten wir acht Leichen, die am andern Morgen hinausgebracht wurden. Mit schwacher, hinsterbender Stimme hörte man hie und da die Frage: Lebst du noch? Sie war jedoch selten; denn das Leben an sich hatte sein Interesse verloren. Die Entfernung aus diesem Aufenthalte der Qual war bei Todesstrafe verboten und dadurch sogar das ärmliche Mittel benommen, von den Kadavern der auf der Landstraße befindlichen Pferde den Hunger zu stillen.“

Hier brachten die Unglücklichen drei volle Tage ohne Nahrungsmittel zu; ihre Kerkermeister erschienen nur, um die Leichen abzuholen. Als der Hunger zu stark wurde, schlich Pepler nachts heimlich auf die Straße und fand eine bereits von Würmern angenagte Pferdezungge. Als köstliche Beute brachte er sie in den Kerker und lebte mit Braun zwei Tage von dieser ekelhaften Kost, die sie roh verschlingen mußten.

Was wir hier hören, ist nicht etwa eine vereinzelte Erscheinung. Gardejäger Fleck, Leutnant Wachsmuth, Trompeter Schehl, Fourier Haars⁴⁾ und Oberstleutnant Comrady erzählen vielleicht noch schrecklichere Dinge von dem Aufenthalte in den elenden Höhlen, die man den Gefangenen unterwegs anwies. Haars war z. B. einmal mit über 400 Menschen in einem Raume eingesperrt, der so eng war, daß 5 oder 6 in der ersten

⁴⁾ Haars ist uns bisher noch nicht begegnet. Er gehörte zu dem 4. westfälischen Linienregimente, das auf dem Rückzuge bei Wilna zu Brede und der Großen Armee stieß. Er hat in der Gefangenschaft viel durchgemacht und landete schließlich in Dünaburg, wo er mit anderen Gefangenen an den Festungswerken arbeiten mußte.

Stunde erstickten und am nächsten Morgen über 20 Tote von den Wächtern bei den Beinen über die Schwelle geschleppt wurden. Am folgenden Tage kamen über 100 um. Wie ein wildes Tier nagte einer vor Hunger an einem rohen Ziegenfelle, und ein anderer versicherte, daß er daselbe tun werde, wenn er nur Besitzer des Felles sei. „Das Ungeziefer,“ behauptet Haars, „das uns fast selbst verzehrte, wurde nun begierig von vielen verschluckt.“

Wie es mit dem Weiterkommen der Kranken, ausgehungerten Menschen auf dem Transporte aussah, wird man sich jetzt vorstellen können. Allen, die stürzten oder zurückblieben, wurde daselbe Schicksal zuteil, das die Franzosen, wie wir früher hörten, über die russischen Kriegsgefangenen in diesem Falle verhängten. Leutnant Wachsmuth schildert uns die Ereignisse bei einer marschierenden Kolonne mit folgenden Worten:

„Der Marsch vorigen Tages im tiefen Schnee, dann das Aufrechtstehen eine ganze schlaflose Nacht hindurch im Pestqualm der Mordlöcher, dazu die plötzliche Abwechslung von der unerträglichsten Hitze und der grimmigsten Kälte, die Qual von Hunger und Durst, der gänzliche Mangel eines Tropfens erwärmenden Getränks, verbunden mit den schon früher ausgestandenen ungeheuren Strapazen und Entbehrungen, hatte den ganzen Organismus bei einem großen Teil unserer Unglücksgegnossen dergestalt angegriffen und zerstört, daß sie sich auf den ungebahnten Wegen, die jetzt zu durchwandern waren, nur noch mit Mühe fortzuschleppen konnten. Von jetzt an bezeichnete Blut unsern furchtbaren Pfad durch die russische Schneewüste. Denn fast alle zehn Minuten erscholl der Ruf: „Postoi!“ (Halt!), der mir noch jetzt ins Ohr klingt und mich schauern macht. Da stand nun, wenn es „Postoi!“ hieß, eine dieser Jammergestalten. Die Kräfte waren gänzlich hingeschwunden. Der Elende konnte keinen Fuß mehr vor den andern setzen. Gemeiniglich redete er irre. Zuweilen war er noch bei vollem Bewußtsein. Aber der Tod stierte ihm zu den erloschenen, gebrochenen, tief eingesunkenen Augen heraus. Er schwankte noch. Jetzt wollte er unsinken. Stracks steckten ihm drei, vier, fünf Spieße der Druschinen in der Brust und im Unterleibe. Schwarzes Blut stürzte aus Mund und Nase. Dann machte sich einer der Druschinen über ihn her und versetzte ihm den Gnadenstoß in die Gurgel. Für den war nun gesorgt! Die ganze Kolonne stand während dessen still, als stummer Zuschauer. Und diese gräßliche Szene wiederholte sich auf einem Marsche von höchstens zwei Meilen mindestens dreißig Mal.“

Zu der Behandlungsweise, die die Gefangenen durch die Begleitmannschaften erfuhren, kamen noch Verhöhnungen und tätliche Angriffe seitens der russischen Bevölkerung. Daß man die unglücklichen Menschen anspie und mit Steinen bewarf, war etwas ganz Alltägliches; aber auch vor gefährlicheren Insulten

waren sie nicht sicher. Dem Trompeter Schehl versetzte eine Bauernmegäre eines Tages mit einem Tannenast einen derartigen Schlag über den Kopf, daß er auf der Stelle tot geblieben wäre, wenn ihn sein Tschako nicht geschützt hätte. Mehr als einmal haben die begleitenden Kosaken ihre Pflegebefohlenen vor der Wut der Landbevölkerung beschützen müssen.

Zu dem Haß des Volkes gegen alle Fremden trug vornehmlich der Umstand bei, daß der gemeine Mann jeden Angehörigen der Großen Armee für einen Heiden und Napoleon für den Antichristen hielt. Leutnant Wachsmuth hatte eines Tages ein Erlebnis, das deutlich zeigt, was man im russischen Volke von der Religion der Fremden dachte. Wachsmuth war zufällig an diesem Tage mit seinen Freunden verhältnismäßig gut untergekommen. „In der Abenddämmerung,“ so erzählt er, „trat ein russischer Geistlicher zu uns ins Zimmer, ein Pope, ein schöner, großer Mann in mittleren Jahren, dem das lange, glatte Haar recht ehrwürdig über die Schultern herabfloß. Leider verstanden wir außer einigen Redensarten, welche uns die Kosaken beigebracht hatten, weiter kein russisch, der Pope aber verstand weder französisch, noch deutsch, noch auch polnisch, wovon wir einige Brocken hin und wieder aufgeschnappt hatten. So wurde denn endlich das liebe alte Latein von der Domschule wieder hervorgesucht. Nun kam ich auch dahinter, daß die Russen uns für ungeschlachte Heiden hielten. Denn der Pope hub sein Examen damit an: „Creditisne in Deum?“ Und als ich flugs antwortete: „Credo in unum Deum, Filium et Spiritum Sanctum,“ jauchzte der gute Mann laut auf vor Freude, teilte allen umstehenden Russen diese frohe Entdeckung mit und — was diesmal für uns die Hauptsache war — schickte sogleich einen Boten nach seiner Wohnung, um Essen und Trinken für uns C h r i s t e n herbeiholen zu lassen.“

Wie man hier sieht, gab es unter der russischen Bevölkerung auch mitfühlende Seelen, die das Los der Gefangenen in etwa zu erleichtern suchten. Rührend ist an einer andern Stelle bei Wachsmuth zu lesen, wie ihm von einer alten Dame heimlich ein rotbäckiger Apfel zugesteckt wird. Auch mehrere andere Berichterstatter erzählen Beispiele uneigennütziger Nächstenliebe, und namentlich die Offiziere erfuhren gelegentlich von ihren russischen Kameraden kleine Freundschaftsbeweise; aber diese vereinzelten Sichtblicke dienen nur dazu, den Schatten auf der andern Seite um so dunkler hervortreten zu lassen.

Eine wirkliche Wendung zum Bessern im Dasein der Gefangenen trat im allgemeinen erst dann ein, wenn die einzelnen an ihren entsprechenden Bestimmungsstationen angelangt waren. Hier erfreuten sie sich endlich der Ruhe und waren der drückendsten Nahrungsorgen enthoben, da ihnen jetzt die von der Regierung festgesetzten Unterstützungen durchweg regelmäßig ausbezahlt wurden. Außerdem fanden einzelne auch Gelegenheit, sich

durch Handfertigkeiten und Künfte bei den Bewohnern des Landes beliebt und nützlich zu machen.⁵⁾ Der allseitige grenzenlose Haß gegen die Fremden ließ im Laufe der Zeit bedeutend nach, und namentlich die deutschen Offiziere sind stellenweise in angenehme Beziehungen zu russischen Familien gekommen.⁶⁾

Aber diese Ruhe im Hasen ist nur einem ganz verschwindend kleinen Bruchteile der Tausende zuteil geworden, da die allerwenigsten so weit gelangten. Und auch viele von denen, die alle Strapazen des oft monatelang dauernden Transportes in die entlegensten Bezirke des Riesenreiches überstanden hatten, sind an Ort und Stelle noch von Krankheiten, namentlich Typhus und Nervenfieber, überfallen worden und haben zu guterletzt doch noch ihr Grab in russischer Erde gefunden.

Als endlich im Winter 1813—14 den über ganz Rußland verstreuten Kriegsgefangenen die Freiheit verkündet wurde, waren es nur winzige Abteilungen, die sich unterwegs nach und nach zusammensanden und nach oft endloser Reise die Grenze erreichten.

Mit welch überströmender Freude man die mütterliche Erde begrüßte und welcher Empfang den manchmal Totgeglaubten in der Heimat zuteil wurde, das muß man bei den einzelnen Berichterstattern selbst nachlesen; keiner von ihnen hat vergessen, diese seligsten Augenblicke seines Lebens zu schildern.

Aber die überschwengliche Freude der wunderbar Geretteten wurde nicht selten getrübt. Väter und Mütter, Schwestern, Brüder und Bräute von Mitkämpfern, die in Rußland geblieben, stellten sich ein, mit der schwachen Hoffnung, etwas von dem Geschick der Ihrigen zu erfahren. Nur in den seltensten Fällen konnte der soeben Zurückgekehrte Rechenschaft ablegen, und die Ausbrüche des Schmerzes und der Verzweiflung, die er anhören mußte, bildeten einen erschütternden Gegensatz zu der jubelnden Freude, die sein eigenes Innere erfüllte.

Noch lange Jahre haben Tausende und Abertausende deutscher Familien die schwache Hoffnung genährt, daß der Verschollene eines Tages wieder erscheinen könne. Der eine oder andere ist auch tatsächlich noch nach 1814⁷⁾ plötzlich wieder aufgetaucht; aber die weitaus größte Mehrzahl der Angehörigen hat

⁵⁾ So wurde z. B. Karl Schehl Reitknecht, Jäger Fleck unterrichtete die Kinder einer Gutsherrschaft im Deutschen, und der bergische Leutnant Braun übte mit seinem Freunde Pessler in den deutschen Kolonien des Wolgataltes die ärztliche Praxis aus, obgleich er nur einige Semester Medizin studiert hatte.

⁶⁾ So z. B. Ruppell und Conrady, die die russische Gastfreundschaft am Schlusse nicht genug rühmen können.

⁷⁾ So z. B. Karl Schehl, der Anfang 1815 nach Krefeld zurückkam, und J. G. Haars, der erst im Juni 1817 die Heimat wieder sah.

vergebens gezagt, gebetet und gehofft. Dabei waren noch alle diejenigen glücklich zu nennen, die später auf irgend eine Weise sichere Kunde von dem Tode des Verschwundenen erhielten. Die meisten lebten in qualvoller Ungewißheit dahin und haben nie erfahren, ob der Betrauerte einen ehrlichen Soldatentod gefunden hat, ob er in den eisigen Fluten der Beresina ertrunken ist, ob fanatische Bauern ihn verstümmelt und langsam hingemartert haben, ob er in Eis und Schnee erstarrt ist oder ob er in den Pesthöhlen russischer Lazarette sein Ende gefunden hat.

Manchen brachte eine Veröffentlichung der Amtsblätter vom Jahre 1820 die Erlösung aus quälendem Zweifel. Das Blatt für den Regierungsbezirk Arnberg verzeichnet allein über 400 Namen von solchen, deren Schicksal noch nachträglich hat ausfindig gemacht werden können. Die Zahl mag auf den ersten Blick als groß erscheinen; aber wenn wir auch annehmen, daß aus den Bezirken, die seinerzeit das Königreich Westfalen und das Großherzogtum Berg bildeten, ein paar tausend Namen herausgekommen seien, so ist das gegenüber den rund 30 000 Soldaten, die Westfalen und Berg gestellt haben, immer noch eine unbedeutende Ziffer. Das Schicksal all der Tausende, die in den Amtsblättern nicht aufgeführt sind, ist in ewige Nacht getaucht geblieben.

Nach aus unserer engeren Heimat finden sich in dem Blatte der Königl. Regierung zu Arnberg mehrere Namen von solchen, deren Geschick durch die Nachforschungen der russischen Behörden hat festgestellt werden können. Die folgende Aufstellung gibt einen Ueberblick.

Fresler, Friedrich	Berg. Train	Bochum	† in Ašmar, Gouv. Tambow
Gebfeld, Friedrich Wilhelm	3. Berg. Inf.-Reg.	"	† in Koslow, Gouv. Tambow
Birtel, Peter	1. Berg. Inf.-Reg.	"	† in Kalisch, Gouv. Kostroma
Vollberg, Johann Heinrich	4. Berg. Inf.-Reg.	"	In der russisch-deutschen Legion Dienste genommen. Riga.
Samm, Bernhard Georg	2. Berg. Lanc.-Reg.	Dorffeld	† in Chwalynsk, Gouv. Saratow
Schürmann, Anton	"	"	In der russisch-deutschen Legion Dienste genommen. Kaluga.
Niemann, Dietrich Heinrich	2. Berg. Inf.-Reg.	"	† in Nal'-Archangel'sk, Gouv. Orel
Beuckelmann, David	Berg. Artillerie	Dortmund	† in Mzensk, Gouv. Orel
Duambusch, Franz Wilhelm	3. Berg. Inf.-Reg.	"	† in Jaroslaw
Sörger, Franz Gerhard	4. Berg. Inf.-Reg.	"	† in Grasseweh, Gouv. Wologda
Krone, Dietrich Heinrich	Berg. Lancler	Langendreer	† in Jellissawetgrad, Gouv. Chersson
Boß, Heinrich	3. Berg. Inf.-Reg.	Laer	† in Kasimow, Gouv. Njāsan
Becker, Friedrich	4. Berg. Inf.-Reg.	Marten	† auf dem Marsche nach Wilna
Rantenberg, Joseph	9. Franz. Art.-Reg. zu Fuß	"	In's Vaterland zurückgeschickt. Riga.
Wocklohe, Hermann Joseph	Berg. Truppen	Werne	In der russisch-deutschen Legion Dienste genommen. Moskau.
Knippling, Franz Anton	2. Berg. Lanc.-Reg.	"	† in Igum, Gouv. Ukraine
Schlenfermann, Caspar Heinrich	1. Berg. Inf.-Reg.	Witten	† in Jateſch, Gouv. Kurlst

Dieses nüchterne Verzeichnis läßt nicht ahnen, welch eine Welt von Not und Elend dahinter verborgen liegt. Alle diejenigen Gefangenen allerdings, die nach Ausweis der Liste in der russisch-deutschen Legion⁸⁾ Dienste genommen haben, sind noch glimpflich davon abgekommen; sie gingen wenigstens einem ehrlichen Soldatentode entgegen. Dagegen müssen alle andern das grauenhafte Elend der russischen Hospitäler und Gefängnisse ausgekostet haben, ehe der Tod sie erlöste. Wie das Leben in diesen Höhlen und überhaupt das ganze Martyrium der Kriegsgefangenen beschaffen war, ist uns in Einzelbildern vorgeführt worden. Diese und unzählige andere Szenen nie erhörten Menschenjammers bilden das erschütternde Nachspiel des Völkerdramas 1812, des größten, das die Weltgeschichte kennt.

⁸⁾ Sie war auf Vorschlag des Freiherrn v. Stein errichtet und bestand aus Freiwilligen. Im Frühjahr 1813 brachte sie 2 Regimente Infanterie, 2 Regimente Kavallerie und eine Batterie an die Elbe (s. Stein, Lebenserinnerungen.) — Die große Mehrzahl der noch tauglichen Kriegsgefangenen hat den Dienst in der Legion aber abgelehnt, da er ihrem Fahneneide zuwider war. Von unsern Berichterstattern ist der Sergeant Loenges bei ihr eingetreten.